1,60 DM / Band 268
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

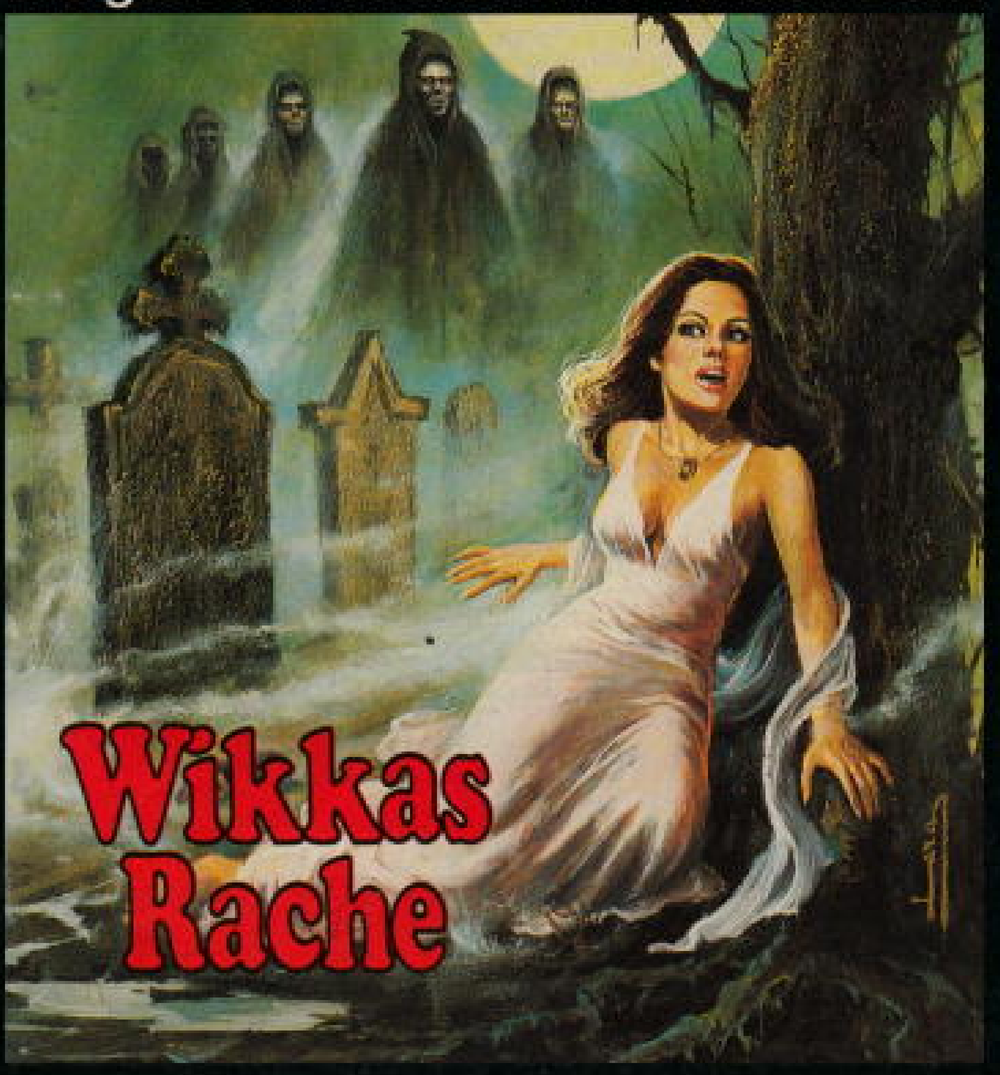
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 90



Wikkas Rache

John Sinclair Nr. 268

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 23.08.1983

Titelbild von Rafael Lara

Sinclair Crew

Wikkas Rache

Hexen, wohin Suko schaute! Sie hielten den Ort Blackmoor besetzt und waren in ihn eingefallen wie gierige Raubtiere. In den Häusern hockten sie, auf den Dächern, sie lauerten in engen Gassen, in Schuppen, auf Speichern und erfüllten die finstere Nacht mit ihrem gellenden Gelächter.

Und Suko stand allein!

Sein Freund John Sinclair hatte ihn verlassen. Er war gegangen, um den zu suchen, der höchstwahrscheinlich die Verantwortung für den Horror trug.

Mason Cordtland, der Hexenwürger!

Es hatte keine andere Möglichkeit gegeben, als sich die Arbeit zu teilen. So war Suko im Ort geblieben und John in den tückischen Sumpf gegangen, wo auch die Ruine des alten Schlosses stand.

Noch war der Ort verlassen. Das heißt, die eigentlichen Bewohner hatten ihn nicht wieder in Besitz genommen. Wahrscheinlich warteten sie vor dem Dorfeingang, nachdem sie im Sumpf gewesen waren und ihre Beschwörung durchgeführt hatten.

Der Inspektor stand ungünstig. Und zwar genau im Scheitelpunkt einer Kurve, die die Dorfstraße durchschnitt. Deshalb konnte er den eigentlichen Eingang nicht so recht unter Kontrolle halten. Er hatte sich trotzdem einen günstigen Platz ausgesucht, denn Suko befand sich ziemlich im Mittelpunkt des Dorfes. Genau an dieser Stelle lag auch das einzige Gasthaus von Blackmoor. Zur Zeit war es von kreischenden Hexen besetzt, die Suko schon angedroht hatten, ihn und John zu töten.

Noch sah der Chinese der Sache gelassen entgegen, zuckte aber zusammen, als sich vom Dach eines Hauses plötzlich eine Furie löste, die, eingehüllt in einen grünflammigen Schweif, durch die Luft raste und dicht über den Kopf des Inspektors hinwegfuhr.

Dabei griff sie zu einer Hinterlist, denn aus ihren Fingern zuckten feurige Ringe auf Suko zu.

Sie waren zum Glück nicht besonders schnell, so daß der Chinese Abwehrmaßnahmen ergreifen konnte.

Seine Dämonenpeitsche hatte er nicht nur gezogen, sondern auch die drei Riemen ausgefahren.

Aus dem Handgelenk schlug er zu. Die Riemen wirbelten in die Höhe und trafen genau die Ringe.

Sie verpufften wirkungslos.

Die Hexe jagte weiter und hockte sich auf einem Dachfirst nieder, wobei sie dort mit der Dunkelheit verschmolz.

Suko krauste die Stirn. So harmlos, wie sich die Furien noch vor Minuten gegeben hatten, waren sie nicht, aber er wunderte sich trotzdem, weshalb sie nicht konzentrierter angriffen. Es wäre ein Leichtes für sie gewesen, über den Chinesen herzufallen und ihn zu töten.

Da mußte es Gründe geben!

Wenn Suko genauer darüber nachdachte, kam er zu dem Entschluß, daß die Hexen auf irgend etwas lauerten. Vielleicht brauchten sie eine gewisse Zündung, um ihren Angriff starten zu können. Was das sein konnte, darüber zerbrach sich der Inspektor vergeblich den Kopf.

Sie hatten jedenfalls dafür gesorgt, daß das einzige christliche Zeichen des Dorfes zerstört wurde. Mit glühenden Lassos war das große Kreuz auf dem Kirchturm von ihnen herabgeholt worden. Es lag jetzt irgendwo am Boden.

Im Moment herrschte Ruhe. Selbst die Hexenweiber in der Gaststätte verhielten sich still, so daß Suko sich auf andere Geräusche konzentrieren konnte.

Wenn die Dorfbewohner kamen, mußte er ihre Schritte hören können, da sie zahlreich waren und nicht lautlos marschieren konnten. Aber es blieb still. Die Leute verhielten sich seltsam ruhig.

Auf der Straße wollte Suko auch nicht länger stehenbleiben. Der Vergleich mit einer Zielscheibe kam ihm in den Sinn, deshalb machte er kehrt und wandte sich dem Eingang der Gastwirtschaft zu, um durch die Scheiben die dort anwesenden Hexen zu beobachten.

Sie hatten es sich ›gemütlich‹ gemacht!

Wie die Vandalen waren sie in den Schankraum eingefallen. Tische und Stühle lagen kreuz und quer durcheinander. Dazwischen zersplitterte Gläser und zerbrochene Flaschen.

Ein Chaos, sicherlich. Am schlimmsten jedoch waren die Hexen. Man konnte sie kaum beschreiben, jede sah irgendwie anders aus, obwohl sie sich im Prinzip glichen.

Die Hexen stammten aus einer anderen Zeit. Auslaufendes Mittelalter, schätzte Suko. Sie hatten überleben können, weil es ihnen gelungen war, sich in Raben und Krähen zu verwandeln, in Tiere, die einfach nicht starben und auf ein großes Ereignis warteten.

Das war nun eingetreten.

Der Hexenwürger, ein alter Feind, kam zurück und fand Hexen vor. Die Überlebenden von damals in ihrer Urgestalt. Diesen Grund begriff Suko nicht so recht. Weshalb hatten sich die Vögel wieder in Hexen verwandelt? Sie hätten es sonst viel besser haben können und wären nicht in die Klauen des Hexenjägers geraten.

Den Chinesen ritt in diesem Augenblick der Teufel. Vielleicht würden ihm die Furien selbst Antwort geben. Er wandte sich zwei Schritte nach links, stand vor der Eingangstür und wuchtete sie mit einem heftigen Fußtritt auf.

Dies geschah so überraschend, daß selbst die Hexen zusammenzuckten, denn mit dem auf der Türschwelle stehenden Suko hatten sie nicht gerechnet. Zehn Furien hatten sich versammelt. Sie alle wandten ihre Blicke der Tür zu.

Und was für Blicke!

Kalt, hinterlistig, tückisch, lauernd und feindselig. Aber auch gierig und haßerfüllt. Gleichzeitig abschätzend, denn die Hexen sahen in Suko das Opfer.

Der Chinese hatte sich breitbeinig aufgebaut. Die Dämonenpeitsche hielt er in der linken Hand, in der rechten die Beretta. Das Magazin war mit geweihten Silberkugeln geladen, zwei Ersatzmagazine besaß der Inspektor ebenfalls. Er war also gerüstet, wenn es hart auf hart kommen sollte.

Bleiche, manchmal grün wie Schimmel schimmernde Gesichter mit toten, leeren Augen starrten Suko an. Lumpen trugen die Hexen. Die meisten von ihnen waren alte Frauen mit strähnigen Haaren, in denen Läuse und Flöhe Platz fanden.

Durch zahlreiche Löcher in der Kleidung schimmerte die welke Haut in einem grauen Ton. Suko sah auch Wunden, die Folterinstrumente in der Vergangenheit gerissen hatten.

Insgesamt boten die Hexen einen scheußlichen Anblick. Nur wenige jüngere befanden sich unter ihnen. Eine hockte auf der Theke. Ihr Haar war ehemals rot gewesen, jetzt überwog der Grauschimmer, zudem war es völlig verfilzt.

Sie rutschte herunter. »Was willst du hier, Mann?« fragte sie und schleuderte ihr Haar zurück. Dabei wurde das gesamte Gesicht frei, und Suko sah neben dem linken Ohr die offene Wunde, die wohl ein Schlag mit der Peitsche oder eine glühende Zangenbacke hinterlassen hatte.

»Ich will wissen, was hier gespielt wird.«

»Wo?«

»Frag nicht so dumm!« erwiderte Suko. »Hier natürlich. Sagt mir, aus welchem Grund ihr euch hier versammelt habt!«

Die Hexe kicherte laut. »Wir haben uns hier versammelt, um Menschen zu töten. Wir bereiten ein Hexenmahl vor. Und mit dir wollen wir den Anfang machen.«

Suko hatte für diese Worte nur ein spöttisches Lächeln übrig. »Möglich«, gab er lässig zurück. »Aber ihr werdet euch wundern, ich bin nämlich unverdaulich. Außerdem halte ich hier Dinge in den Händen, die euch echte Schwierigkeiten machen können. Wer von euch möchte denn einmal mit der Dämonenpeitsche oder einer geweihten Silberkugel Bekanntschaft machen, wie?«

Sukos Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Sprecherin zog sich zurück.

Eine andere, die auf einem umgekippten Tisch hockte, sagte: »Er blufft, Clara, er blufft!«

Da bewies Suko das Gegenteil. Er konnte auch mit links schießen. Zwar nicht so gut wie mit der rechten Hand, aber um den Körper der Hexe zu treffen, reichte es allemal.

Fast bedächtig hob er den Arm, ließ die widerliche, häßliche Untote für einen kurzen Moment in die Mündung schauen und drückte ab.

Kaum meßbar war die Zeitspanne, in der die Hexe in das fahle Mündungslicht stierte. Daß es wieder zusammenfiel, bekam sie nicht mehr mit, denn die geweihte Silberkugel saß.

Die anderen Furien mußten miterleben, wie ihre Hexenschwester verging. Die Kugel schien den mageren Körper auseinanderreißen zu wollen, dies allerdings geschah nicht. Statt dessen puffte eine

Rauchwolke hoch, die widerlich nach Schwefel stank und aus der Hölle selbst zu kommen schien. Von der Hexe blieb nichts mehr zurück.

Vielleicht ein Rest von Staub. Auf den jedoch achtete niemand.

»Das war's dann«, sagte Suko und schwenkte die Beretta im Halbkreis. »Habt ihr auch Lust, meine Peitsche auszuprobieren?« Er bewegte locker den rechten Arm, grinste dabei und blickte in die starren Visagen der Hexen.

»Du hast sie getötet«, sagte die Sprecherin.

»Sehr richtig.«

»Wir könnten dich…«

»Nicht so große Reden. Als nächste werde ich mir dich vornehmen. Und auch das Spucken von Feuerringen wird euch nicht viel nutzen. Ich bin immer schneller.« Damit übertrieb Suko zwar, doch er glaubte in seiner Forschheit die große Chance zu sehen. Tatsächlich überlegten sich die Hexen einen Angriff. Statt dessen wurde Suko nur angestarrt.

»Wer bist du?« fragte jemand aus dem Hintergrund. »Bist du auch ein Hexenjäger?«

»Nein, mit Mason Cordtland habe ich nichts gemein, das könnt ihr mir glauben. Aber ich bin etwas Ähnliches. Ihr könnt mich einen Geisterjäger nennen. Ich jage nicht nur Hexen, sondern auch andere Dämonen. Und darin habe ich Routine bekommen. Zudem bin ich es hier, der die Fragen stellt, und ihr habt meine erste noch nicht beantwortet. Also, noch einmal: Was sucht ihr hier? Auf wen wartet ihr?«

Bisher hatten die dämonischen Wesen ziemlich steif dagesessen. Nun gerieten sie in eine gewisse Unruhe und bewegten sich auf ihren Plätzen hin und her.

»Lange warte ich nicht mehr!« drohte Suko.

Er bekam eine Antwort. Wieder war es die Rothaarige, die sie ihm gab. »Wir warten auf unsere Königin!«

Suko hatte einen bestimmten Verdacht. Trotzdem fragte er: »Wer ist es?«

»Wikka!«

Jetzt war der Name heraus. In den Augen des Chinesen blitzte es. Verdammt, also doch.

Wieder Wikka!

»Wieso? Weshalb wartet ihr auf sie?«

»Ihr Ruf erreichte uns. Und sie, die Königin, hat noch eine alte Rechnung mit dem Hexenwürger zu begleichen. Sie wußte, daß er auferstehen würde, denn er hat den Hexenstein. Sie will ihn vernichtet sehen, und durch das magische Kraftfeld des Steins sind wir wieder zu dem geworden, was wir eigentlich waren. Zu echten Hexen. Als Vögel

haben wir nur die letzten Jahrhunderte gelebt, nun aber führen wir unser altes Leben weiter, und auch wir werden uns rächen. Der Stein muß vernichtet werden. Gegenwart und Vergangenheit sollen sich nicht mehr kreuzen. Nur noch die Gegenwart zählt, das ist es.«

Suko wurde einiges klar. Nicht der Hexenwürger trug die direkte Schuld am Wechseln der Zeiten, sondern der Hexenstein. Er hatte die Zustandsebenen durcheinandergebracht.

Kaum zu fassen.

»Wo ist der Stein?« wollte Suko wissen.

»Das wissen wir nicht«, wurde ihm geantwortet.

Der Ispektor hob die Schultern und grinste verächtlich.

»Ihr wollt mir doch nicht erzählen, daß ihr keine Ahnung davon habt, wo der Hexenstein steckt. Um ihn drehte sich schließlich alles.«

»Frage doch Wikka!« zischte eine alte Vettel und blies eine grünliche Wolke aus ihrem Mund.

»Das werde ich auch«, erwiderte Suko.

Diese Antwort löste bei den anderen ein Lachen aus.

»Wikka willst du fragen? Wunderbar, dann hat sie einen, den sie vernichten kann, du komischer Geisterjäger…«

Mit einer Frage unterbrach Suko die Hexe. »Wo hält sich Wikka auf?«

»Das wissen wir nicht.«

Diesmal hatten sie die Wahrheit gesagt. Davon war Suko überzeugt, denn sonst hätten sie nicht so lange auf sie gewartet.

»Nun ja«, sagte er und nickte. »Ich werde sie wohl suchen, und ich bin gespannt, was ihr macht, wenn sie zu meinen Füßen liegt.«

»Nie wird das geschehen, nie!« Alle Hexen kreischten los. Plötzlich war der Schankraum von einem wilden Lärm erfüllt, um den Suko sich nicht weiter kümmerte.

Rückwärtsgehend verließ er die Gaststätte. Der Lärm hinter ihm wurde schwächer, und plötzlich hörte er ein anderes Geräusch.

Ein hohes, schrilles Schreien.

Suko zuckte zusammen.

So jammerte nur ein Kind!

***

Das Moor lag hinter mir!

Ich hatte es tatsächlich geschafft, es relativ trockenen Fußes zu durchqueren, wobei ich einfach Glück gehabt hatte, daß ich auf einen Weg getroffen war.

Und nun stand ich vor der brennenden Burg!

Aber das war nicht alles. Diese Burg, obwohl zum Greifen nahe, befand sich nicht in meiner Zeit, sondern in der Vergangenheit, während ich mich in der Gegenwart aufhielt.

Unbegreiflich, dennoch eine Tatsache!

Ich stand da und schaute in die Vergangenheit hinein, hörte gellende Schreie, sah die Flammen, die wie lange, gierige Finger aus den Luken und Fenstern leckten, und als Schattenrisse erkannte ich die in Panik versetzten Menschen hinter den Vorhängen aus Feuer. Die Bewohner der Burg hetzten hin und her. Ich hörte keine Schreie und hätte eigentlich die Hitze spüren müssen, da ich mich der Burg ziemlich weit genähert hatte, das jedoch war nicht der Fall.

Vor mir lief das Geschehen in einer unheimlich wirkenden Lautlosigkeit ab.

Zudem hatte sich das Feuer mit einer kaum meßbaren Rasanz ausgebreitet. Die Menschen waren von den Flammen vollkommen überrascht worden, und ich sah sie sogar als brennende Fackeln auf den Zinnen der Türme stehen. Einige stürzten sich nach unten, weil sie es einfach nicht mehr aushalten konnten.

Was schon Hunderte von Jahren zurücklag, erlebte ich nun mit eigenen Augen.

Dabei war es trotz allem nicht so ungewöhnlich, wenn ich richtig darüber nachdachte. Uns war schließlich das gleiche widerfahren. Suko und ich fuhren nach Blackmoor, weil wir von einem Vogelkundler namens Dr. Barrows auf ein seltsames Phänomen aufmerksam gemacht worden waren. Der Wissenschaftler, der in dieser Gegend die Tierwelt beobachtete und filmte, sah plötzlich, als er sich seinen Streifen anschaute, eine Doppelbelichtung. Er bekam mit, wie ein gefährlich aussehender Mann eine Frau tötete.

Ich wurde informiert, schaute mir den Film an und erkannte eine Szene, die nur in der Vergangenheit spielen konnte. Ein Hexenjäger jagte das Opfer und tötete es.

Natürlich sprangen Suko und ich sofort auf den Fall an. Wir setzten uns in den Wagen und fuhren nach Blackmoor, um diesem Phänomen auf den Grund zu gehen.

Wir erreichten den Ort, aber in der Vergangenheit. Mit dem Wagen überfuhren wir eine Grenze und befanden uns in der Zeit des auslaufenden Mittelalters, wobei wir erlebten, wie die Dorfbewohner eine Hexe töten wollten und dabei von Mason Cordtland, dem Hexenwürger sprachen. Wir wollten die Frau vor dem Tod retten, schafften es allerdings nicht, denn in diesem Augenblick schlug die Zeit, und wir befanden uns wieder in der Gegenwart.

Nach einer Auseinandersetzung mit zwei Dorfbewohnern erfuhren wir von einem Mann, der Bing Cordtland hieß. Er war derjenige, der in Blackmoor zu sagen hatte, er war ein Nachkomme des Hexenwürgers. Suko und ich waren genau zum richtigen Zeitpunkt in Blackmoor eingetroffen, denn Cordtland hatte die Menschen um sich versammelt, um gemeinsam mit ihnen in das Moor zu ziehen, denn Mason Cordtland, sein Ahnherr, sollte wieder auferstehen.

Wir blieben zurück und durchsuchten Cordtlands Haus. Im Keller trafen wir auf eingesperrte Vögel, die sich plötzlich in Hexen verwandelten und uns angriffen. Wir konnten sie erledigen, gingen wieder nach oben und stöberten in alten Unterlagen, die wir bei Cordtland fanden.

Dort lasen wir etwas über einen Hexenstein und erfuhren noch einige Details. Gestört wurden wir durch die Rückkehr der Bewohner. Sie kamen ohne Cordtland zurück. Auf unsere Fragen hin erklärte man, daß Bing Cordtland sich dem Sumpf geopfert habe, damit dieser seinen Ahnherrn, den Hexenwürger, wieder freigab.

Allerdings standen die Dorfbewohner nicht auf unserer Seite. Sie sahen uns als Eindringlinge und Störenfriede an, wollten, daß wir verschwanden, doch wir kümmerten uns nicht darum, zogen uns allerdings von ihnen zurück und erlebten mit, wie das Dorf von den Hexen besetzt wurde, denn jeder schwarze Vogel war eine Hexe, die die lange Zeit überlebt hatte, um jetzt gerufen zu werden.

Zu welchem Zweck, das war uns noch nicht klargeworden. Wir waren jedoch zur Überzeugung gelangt, daß Mason Cordtland uns die Auflösung des Rätsels geben mußte, und den wollte ich finden, während Suko in Blackmoor zurückblieb.

Cordtland hatte die Burg gehört. Seine Spur führte dorthin, und ich fand sie auch, wobei ich nicht damit rechnete, wie der Kinobesucher zuschauen zu können, wenn das gewaltige Bauwerk abbrannte.

Ein Geschehen, das lange zurücklag, erlebte ich nun und konnte es einfach nicht fassen.

Nur, wo steckte der Hexenwürger?

Ich sah ihn nicht, ich hörte auch seine Rufe nicht und dachte darüber nach, ob ich vielleicht nicht selbst in die Vergangenheit hineintauchen sollte.

Aber konnte ich etwas ändern?

Nein, was geschehen war, das konnte ich nicht mehr rückgängig machen, und so blieb ich weiterhin ein zumindest äußerlich unbeteiligter Zuschauer.

Die Burg explodierte nicht gerade, aber ich sah, wie die Zerstörung an den Zinnen begann. Dort wurden gewaltige Stücke herausgerissen. Sie fielen in die Tiefe, von Rauchschwaden begleitet, krachten zu Boden, und durch die entstandenen Lücken pfiff der Wind.

Dann sah ich Tiere wegrennen. Pferde stoben in wilder Panik davon. Ihre Hufe trommelten ein dumpfes Echo, das selbst das Brausen der Flammen übertönte.

Menschen flohen.

Sie rannten aus der Burg. Ihren Weg nahmen sie in wilder Panik, hatten alles vergessen, und die Söldner oder Soldaten jagten direkt auf mich zu, wobei ich das Gefühl haben konnte, jetzt würden sie mich

überrennen. Ich duckte mich schon zusammen, als ich sie auf einmal nicht mehr sah. Sie verschwanden vor meinen Augen, lösten sich auf, und mir wurde klar, daß sie die Grenze zwischen den beiden Zeiten erreicht hatten.

Phänomenal!

Ich fragte mich nur, weshalb der Hexenwürger nicht eingriff. Wir hatten so viel von ihm und seiner Peitsche gehört. Er hätte sie doch eigentlich einsetzen können, das geschah nicht. Die Gestalt, die ich auf dem Film des Vogelkundlers gesehen hatte, blieb verschwunden.

Dafür sah ich eine andere.

Nein, zwei!

Ich traute meinen Augen nicht. Als ich sie erkannte, hätte ich schreien können, doch mir blieb das Wort im Halse stecken.

In der Vergangenheit sah ich zwei Geschöpfe aus der Gegenwart.

Wikka und Jane Collins!

***

Urplötzlich stand Wikka in der unheimlichen Folterkammer, während über ihr die Flammen immer mehr Nahrung fanden, die Schreie der Menschen gellten und sich das Feuer weiter ausbreitete.

Wikka hatte dafür keinen Blick mehr. Sie schaute nach vorn, sah, was vor ihren Augen ablief, und das war grausam genug.

Ohne sie befanden sich noch fünf Menschen in der Folterkammer. Zwei Soldaten, der Hexenwürger, ein verwachsener Folterknecht und Jane Collins!

Ihr ging es dreckig.

Und ihre Schreie waren es, die die Stille durchschnitten. Jane befand sich in einer bedauernswerten Lage. Man hatte sie auf ein Folterrad gespannt.

Ihr Rücken war durchgebogen. Arme und Beine langgestreckt, von Stricken wurde sie gehalten, während der Folterknecht an einer Kurbel stand, sie mit der rechten Hand umklammert hielt und das Rad jeweils um ein winziges Stück weiterdrehte.

Der Hexenwürger stand neben der mit Stricken zusätzlich gefesselten Jane Collins und hielt eine glühende Zange in der Hand, mit deren Backen er Jane Collins malträtieren wollte.

Und er hatte es bereits getan.

Die Oberhexe sah deutlich die Brandflecken auf der Haut der ehemaligen Detektivin. Sogar Rauch stieg noch in die Höhe.

Wikkas Auftreten hatte die anderen völlig überrascht. Sie wußten plötzlich nicht mehr, was sie machen sollten, ihre Blicke richteten sich auf eine Gestalt, die einem gräßlichen Alptraum entsprungen sein konnte.

Wikka war nicht mehr das, was sie früher einmal gewesen war. Sie

hatte sich verändert.

Keine helle Haut mehr, keine Schlangen, die aus ihrer Stirn stachen. Als sie versuchte, den Hexenstein anzugreifen, war es geschehen. Dieser Stein, von dem niemand so genau wußte, wo er herstammte, hatte ihren Angriff nicht nur ab-, sondern auch zurückgeschmettert, und Wikka konnte keinen Gegenzauber aufbauen. Sie wurde voll getroffen.

Die Kraft des Steins machte Wikka zu einer anderen, zu einer Bestie, einem grauenerregenden Monstrum mit der Haut einer Mumie, aus der nur die Aufäpfel schaurigweiß hervorstachen.

Auch ihre Hände waren in Mitleidenschaft gezogen worden. Sie glichen schwarzen Krallen, die leicht glänzten und sehr lange Nägel besaßen. Die einst so mit kalter Schönheit ausgestattete Wikka glich nun einem schrecklichen Monstrum.

Sie hatte sich den Weg in den Folterkeller regelrecht freigekämpft. Männer, die sie aufhalten wollten, lebten nicht mehr, denn im Gegensatz zu ihrem Äußeren hatte sich an den Hexenkräften nichts geändert.

Die setzte sie voll ein.

Jetzt stand sie in der Folterkammer, während oben die Flammen aus dem Schloß schlugen, und sie wußte die Überraschung auf ihrer Seite.

»Wikka!«

Der Schrei drang aus dem Mund der ans Rad gefesselten Jane Collins. Es war eine Erlösung, ein Schrei in letzter Sekunde, und die ehemalige Detektivin schluchzte befreit auf. Sie war Wikkas Schülerin und wußte genau, daß nur sie ihr helfen konnte.

Die Oberhexe hatte sich vorgenommen, schreckliche Rache zu üben. Niemand außer Jane sollte den Keller lebend verlassen, dafür würde sie sorgen.

Und sie begann.

Zuerst erwischte es die Soldaten. Als Wikka plötzlich Zeichen in die Luft malte, war es für die beiden viel zu spät, noch zu reagieren. Sie sahen noch das rote Flimmern um die schwarzen Finger der Hexe, und im nächsten Augenblick hüllten die flammenden Kreise sie ein.

Ihre Schreie hallten schaurig durch das Verlies.

Und sie waren Musik in Wikkas verbrannten Ohren.

Erst jetzt erwachte der Hexenwürger aus seiner Erstarrung. Er selbst griff noch nicht an, sondern schickte den Folterknecht vor. »La, pack sie dir. Brenne ihr das Zeichen ein!«

Der Verwachsene fuhr herum. Selbst Wikka war von seiner Schnelligkeit überrascht.

In der rechten Hand hielt er die noch glühende Zange, und Wikka stellte fest, daß dieser heimtückische Zwerg übergroße Hände besaß, da er die Zange mit einer Hand nur festhalten konnte.

Er sprang auf Wikka zu!
Dabei schrie er, seine Augen leuchteten, und er wollte der Oberhexe die Zange in das Gesicht drücken.
Wikka wich geschmeidig aus. Dicht an ihrem Gesicht vorbei fuhr die glühende Zange, und im nächsten Augenblick mußte der Zwerg erleben, was es heißt, sich mit einer gefährlichen Hexe anzulegen.
Es hob ihn in die Höhe.
Er bekam einen Schlag. Unsichtbare Hände rissen ihn vom Boden hoch. Diesen Kräften hatte er nichts entgegenzusetzen, sie schleuderten ihn gegen die Wand, wo es einen dumpfen Laut gab, als er davorkrachte.
Wikka lachte und konzentrierte sich weiter auf ihn. Der Zwerg lag jetzt am Boden. Die rechte Hand hielt nach wie vor die Zange mit den glühenden Backen, der Arm war ausgestreckt.
»Foltere dich selbst!« brüllte die Oberhexe und schlug den Folterknecht in ihren Bann.
Sie machte es hart, und der Verwachsene kam nicht dagegen an. Er wollte es nicht, aber sein Arm wurde von einer Kraft, der er nichts entgegensetzen konnte, allmählich in die Höhe gelenkt, dabei gedreht, so daß die glühenden Backen jetzt auf sein Gesicht zeigten.
Nur noch Sekunden würde es dauern, dann mußte er das verspüren, was er eigentlich Jane Collins zugedacht hatte.
Der Verwachsene schrie. Er konnte es nicht fassen, ein Opfer seiner eigenen Folterlust zu werden, und er spürte bereits die Hitze des heißen Metalls, das sich immer mehr seiner weit aufgerissenen Mundhöhle näherte…
Wikka wandte sich dem neuen Gegner zu.
Die letzten drei hatte sie innerhalb von Sekunden ausschalten können. Es war alles so gelaufen, wie sie es haben wollte, nun stand der härteste und gefährlichste vor ihr.
Mason Cordtland!
Und der hatte die Peitsche.
Inzwischen trieben die ersten Rauchwolken durch die offene Tür in das Innere der Folterkammer. Auch Cordtland mußte bemerkt haben, was geschehen war, und er war für eine kurze Zeitspanne irritiert. Das reichte Wikka aus, um Jane Collins vom Rad zu lösen. Sie riß die starken Stricke entzwei, die kaum am Boden lagen, als ein fürchterlicher Schrei durch die Folterkammer gellte.
Der Folterknecht hatte ihn ausgestoßen.
Auch ein Zischen war zu hören, aber keiner schaute hin. Wikka wußte, daß sie gewonnen hatte, sie mußte nur noch Mason Cordtland packen.
Jane rutschte vom Rad. Auf der schmutzigen feuchten Erde blieb sie liegen, stöhnte und hatte es schwer, sich aufzustützen.

Wikka kümmerte sich nicht um sie. Der Hexenwürger war für sie wichtiger. »Komm doch«, lockte sie. »Komm her zu mir, wenn du etwas willst. Ich empfange dich schon so, wie es sich gehört, darauf kannst du dich verlassen.«

Cordtland gab keine Antwort. Er schaute nur kurz zur Tür, wo die Rauchwolken immer dicker wurden. Zudem gellten die Schreie der in den anderen Verliesen gefangenen Hexen durch die unteren Gewölbe der Burg. Panik und Grauen waren als Gäste auf dieses Schloß im Moor gekommen.

»Wer bist du?« schrie er Wikka an. »Verfluchte Hexe, sag deinen Namen, damit ich weiß, wen ich töten werde!«

»Ich heiße Wikka!«

»Dann stirb, Wikka!« Cordtland schlug zu. Er war ein Meister seines Fachs, aber auch Wikka reagierte. Sie wollte von der Peitsche nicht getroffen werden, wich aus und bewegte sich auf die Wand zu, wo zahlreiche Waffen hingen.

Plötzlich hielt sie eine lange, leicht angerostete Lanze in den Händen, drehte sich, und die Spitze wies auf den Hexenwürger, der bereits zum zweitenmal zudrosch.

Wikka riß die Lanze hoch.

Und die Waffe rettete sie, denn die Peitsche wickelte sich um das Eisen.

Die Oberhexe begann gellend zu lachen. Jetzt hatte sie den Hexenwürger da, wo sie ihn haben wollte.

Mit einem plötzlichen Ruck riß sie ihn in ihre Nähe, doch sie war einfach zu eifrig, denn in seiner Panik riß Cordtland seinen rechten Fuß hoch und tat damit genau das Richtige.

Er drückte ihn in den Leib der Hexe.

Körperlicher Kraft hatte Wikka nichts entgegenzusetzen.

Sie flog zurück, krachte mit dem Rücken gegen die Wand und verlor für einen Moment die Übersicht. Gleichzeitig machte sie sich Vorwürfe, ihre ureigensten Hexenkräfte nicht eingesetzt zu haben, jetzt verlor sie zuviel Zeit, denn Cordtland gelang es, durch eine Drehung die Peitsche von der Lanze zu lösen, und so hatte er seine Waffe wieder.

Und dann tat er etwas, womit Wikka selbst nicht gerechnet hatte. Er machte auf dem Absatz kehrt und floh aus der Folterkammer. Dabei hatte er Glück, daß der durch die offene Tür hereinquellende dicke Rauch ihn schützte und Wikka einen Großteil der Sicht nahm.

Mason Cordtland konnte fliehen.

Wikka kam auf die Beine. Sie wollte natürlich die Verfolgug aufnehmen, mußte allerdings auch an Jane Collins denken und sorgte dafür, daß sie ebenfalls aufstand.

»Komm mit!« brüllte sie.

Jane war zu geschwächt. Wikka schleuderte die Lanze weg und stützte ihre Schülerin, damit sie gemeinsam die brennende Burg verlassen konnten.

Wenig später irrten sie durch die Gänge. Und Wikka nahm sich sogar noch die Zeit, die schweren Riegel außerhalb der Verliestüren zu öffnen, damit ihre Artgenossinnen aus den Gefängnissen befreit würden und ebenfalls fliehen konnten.

Von Mason Cordtland sahen sie nichts. Sie wußten auch nicht, ob er das Schloß bereits verlassen hatte. Vielleicht war er verschwunden, vielleicht hielt er sich irgendwo versteckt.

Niemand konnte etwas Genaues sagen.

Sie rannten die Treppe hoch.

Hinter sich hörten sie das Heulen und Schreien der befreiten Hexen. Der Rauch wurde immer dicker. Manchmal konnten sie die Hand nicht vor Augen sehen.

Hin und wieder huschten fliehende Gestalten wie Gespenster durch den dunklen Vorhang.

Am Ende der Treppe riß Wikka die Tür auf. Endlich konnten sie die unterirdischen Gewölbe verlassen, und sie wandten sich sofort dem Ausgang zu.

Da sahen sie auch Mason Cordtland. Für einen Moment tauchte er auf, seine Peitsche dabei schwingend.

»Hexenwürger!« brüllte Wikka.

Cordtland blieb stehen, sah die beiden Hexen, schlug nach ihnen und tauchte weg.

Dann schluckte ihn der Rauchvorhang.

Im nächsten Augenblick spürten sie die kalte Luft, die von draußen in das Schloß drang. Sie befanden sich in der Nähe des Ausgangs und stürmten ins Freie.

Beide hatten Glück, daß sie von den Flammen nicht erfaßt worden waren. Anderen erging es schlechter. Sie waren zu brennenden Bündeln geworden, und auch Cordtland hatte die Übersicht verloren. Er rannte in wilder Panik genau auf das Moor zu.

»Er wird versinken!« schrie Wikka. »Er wird versinken…« Die nächsten Worte wurden ihr von den zerstörten Lippen gerissen, denn die Burg brach zusammen.

Ein donnerndes Getöse, ein Krachen und Bersten. Zahlreiche Menschen wurden noch jetzt unter den herabfaltenden Trümmern begraben, und die befreiten Hexen erwischte es zum Teil auch.

Andere wiederum schafften es. Sie rannten in den Sumpf hinein und versanken ebenso wie Mason Cordtland.

Das Moor fraß alle. Ob es dämonische Wesen oder Menschen waren, da machte es keinen Unterschied.

Den Hexenstein jedoch hatte niemand gefunden. Er konnte die Zeiten

überdauern…

***

Wikka und Jane Collins!

Geahnt hatte ich es ja, ich war trotzdem überrascht. Vor allen Dingen wegen Wikka. Ich sah sie als verbranntes, schwarzes Wesen, das sich deutlich vor den tanzenden Flammen abhob. Und ich sah den in wilder Panik davonlaufenden Hexenwürger Mason Cordtland, der kurzerhand in den Sumpf hineinlief.

Auch andere Hexen flohen ins Moor. Es waren schreckliche Gestalten unter ihnen, ausgemergelt, von der Folter gezeichnet. Sie verschwanden wie Schemen, entfernt nur hörte ich ihre Schreie, die plötzlich verstummten sowie auch das Feuer nicht mehr zu sehen war.

Ich spürte kurz einen seltsamen Schwindel, dann war er vorbei, und ich sah die Burg so, wie sie sich mir in der Gegenwart präsentierte. Als ausgebrannte Ruine.

Wie es dazu gekommen war, hatte ich erlebt, nun mußte ich mich den Tatsachen stellen.

Noch immer war ich von den Vorgängen sehr beeindruckt.

Obwohl ich in der Gegenwart stand und die Ereignisse der Vergangenheit ausgelöscht waren, kam ich nicht darüber hinweg. Ich hatte Jane und Wikka in der Vergangenheit gesehen, aber wie sah die Oberhexe aus!

Unglaublich, so etwas. Verbrannt, fast vernichtet, und das konnte einfach nicht in der Vergangenheit geschehen sein, dieser Vorgang mußte seinen Platz in der Jetztzeit gehabt haben.

Darüber dachte ich nach, suchte nach Lösungen und kam zu keinem Ergebnis.

Plötzlich fiel mir etwas auf.

Ich bemerkte einen dunklen Gegenstand, der vor der Burgruine stand und eigentlich dort gar nicht hingehörte.

Es war ein Auto.

Wegen der Dunkelheit konnte ich die Marke nicht genau erkennen und mußte erst näher heran, um zu sehen, daß es sich bei dem Wagen um einen älteren Triumph Spitfire handelte.

Wem gehörte das Auto?

Darüber nachzudenken, war müßig, doch das Vorhandensein war für mich eine Warnung. Niemand trug einen Wagen an irgendein Ziel und stellte ihn dort einfach ab. Unter Umständen konnte ich davon ausgehen, daß der Fahrer noch irgendwo in der Nähe steckte, falls er nicht ein Opfer des Sumpfs geworden war.

Ich passierte den Wagen und befand mich ziemlich nahe der Burgruine. Von den Ereignissen, die ich als Zuschauer erlebt hatte, merkte ich nun nichts mehr. Es roch nicht verbrannt, ich sah keine

Leichen, keinen Hexenjäger und auch keine Hexen.

Nur etwas noch.

Oben im höchsten Turm und dabei dicht unter der Zinne, brannte ein einsames Licht.

Das mußte etwas zu bedeuten haben. Da wollte ich hin, daran konnte mich niemand hindern.

Es gab noch ein Tor oder einen offenen Durchgang. So gelangte ich in das Innere der zerstörten Ruine, drückte mich eng in den Schatten einer Mauer, blieb stehen und lauschte.

Ich wollte erst einmal die Atmosphäre in mich aufnehmen, herumhorchen, ob sich irgend etwas tat, um anschließend die richtigen Schlüsse ziehen zu können.

Auf leisen Sohlen bewegte ich mich anschließend weiter und sah auch eine Treppe, die wenigstens an ihrem Beginn einen noch ziemlich stabilen Eindruck machte.

Ich peilte hoch.

Vor mir verschwanden die Stufen in der Dunkelheit. Nur die ersten konnte ich noch verfolgen, danach war Schluß.

Den Kopf legte ich schief, um in die Höhe zu blicken. Ich sah nichts, nur die wattige Dunkelheit und hin und wieder, wenn ich durch ein Loch in der Mauer peilte, den düsteren Himmel, der an einigen Stellen einen fahlen Schein durch das Licht des Mondes bekommen hatte.

Auch an den Moorgeruch hatte ich mich gewöhnt. Er machte mir nichts mehr aus, irgendwie gehörte der faulige, nach Moder und Tod riechende Gestank zu dieser Ruine. Sie war ja selbst ein Stück Vergänglichkeit. Für die Ewigkeit ist nichts gebaut.

Noch einmal verglich ich und peilte genau die Lage. Danach war ich mir sicher.

Wenn ich die vor mir liegende Treppe nahm und sie bis zu ihrem Ende durchschritt, würde ich das Zimmer oder den Raum erreichen, wo auch das Licht brannte.

Ich wurde einfach das Gefühl nicht los, mich nicht allein in der Burgruine zu befinden. Einen Beweis dafür hatte ich nicht, doch allein das Gefühl reichte aus, um die kleine Lampe stecken zu lassen, damit mich ihr Schein nicht verriet.

Im Finstern nahm ich die Treppe in Angriff. Ich hielt mich dicht an der Außenmauer, tastete mit der Hand darüber und fand auch einen Halt, denn die Stufen waren nie gleich breit. Manchmal verengten sie sich oder waren nur noch zur Hälfte vorhanden.

Wendeltreppen hinaufzugehen, ist kein Vergnügen. Irgendwann verliert man bei diesen langen Treppen die Übersicht. Da weiß man dann nicht, in welch einem Stockwerk man sich befindet, in welcher Höhe und was um einen herum geschieht.

Hinzu kam noch, daß ich nichts sehen konnte. Zwar zeigten die

dicken Mauern hin und wieder Öffnungen, die allerdings nicht größer waren als Luken, und entsprechend schmal waren die grauen Streifen, die von draußen hereinfielen.

Vielleicht hatte ich die Hälfte der Strecke hinter mich gebracht, vielleicht auch nicht, jedenfalls hörte ich über mir, und gar nicht mal weit entfernt, zischelnde Geräusche.

Daß jemand Gas aus einer Flasche entweichen ließ, daran wollte ich nicht glauben. Also mußten die Geräusche einen anderen Grund haben. Ich blieb stehen und konzentrierte mich.

Waren es Stimmen?

Fast hatte ich den Eindruck. Als ich jedoch genauer hinhörte, wurde mir klar, daß dort, woher die Geräusche kamen, jemand flüsterte.

Sofort dachte ich an den Wagen, der vor der Burg stand. Sprach da jemand mit sich selbst?

Das gibt es natürlich. Hier glaubte ich nicht daran und kam zu der Überzeugung, daß es zumindest zwei Personen waren, die da miteinander redeten.

Wer konnte das sein?

Als Polizeibeamter muß man eine gewisse Portion Neugierde besitzen, als Geisterjäger erst recht. Wenn ich mich eines Falles annahm, wurde es immer brenzlig, deshalb wollte ich der Sache mit den flüsternden Stimmen auch auf den Grund gehen. Allerdings sollte man mich nicht zu früh entdecken.

Aus diesem Grunde versuchte ich, die nächsten Absätze noch leiser zu überwinden.

Nur mit den Zehenspitzen trat ich auf und erreichte bereits nach sieben Stufen eine Plattform innerhalb des Turms, die noch vollständig erhalten war.

Links von ihr, wo sich früher einmal eine Tür befunden hatte, existierte jetzt nur noch ein offener Durchgang. Ein aus der Mauer herausgebrochenes Loch.

Waren die Stimmen von dort aufgeklungen?

Im Moment hörte ich nichts. Mir kam es wie die berühmte Ruhe vor dem Sturm vor. Ich war auf der Hut, denn ich wollte mich nicht von irgendwelchen Dingen überraschen lassen, die tödlich enden konnten; deshalb verzichtete ich bei meinen weiteren Schritten auch auf die Lampe. Ich hätte ein zu gutes Ziel abgegeben.

»Da kommt jemand!«

Deutlich hatte ich die Worte verstanden, auch wenn sie mehr zischend ausgesprochen waren.

»Willst du ihn packen?«

»Mal sehen.«

»Sei aber vorsichtig…«

Ich zuckte zusammen. Bisher hatte ich mich auf die Stimmen

konzentriert, und zwar nur auf die Sätze. Plötzlich aber stellte ich fest, daß es zwei Frauen waren, die da miteinander sprachen.

Frauen, die man auch als Hexen bezeichnen konnte.

Wikka und Jane!

Sie hier in der Burg, ich ebenfalls, das konnte nicht gutgehen. Da mußte es zu einer großen Auseinandersetzung kommen. Sie hatten mich gehört, allerdings konnte ich mir nicht vorstellen, daß sie wußten, wer ihnen da entgegenkam.

»Jane, verdammt, ich spüre seine Ausstrahlung. Das Gefühl hat mir der Hexenstein nicht nehmen können. Da ist jemand, den wir kennen. John Sinclair«

Die sehr sensitiv veranlagte Wikka hatte mich also bemerkt und es ihrer Schülerin mitgeteilt.

Mit deren Beherrschung war es vorbei. Ich hörte Jane fluchen, als wäre sie bei einem Seemann in die Schule gegangen.

Noch konnte ich die beiden nicht sehen und wechselte sicherheitshalber meine Stellung. Ich huschte zur Seite, war dabei etwas zu eifrig und stieß gegen einen im Weg liegenden Stein. Der rollte zur Seite.

Verdammt, jetzt wußten die beiden, wo ich mich befand. Ich blieb in der Hocke sitzen und machte mich klein. Mein Kreuz hielt ich griffbereit, denn davor, das wußte ich sehr genau, hatten Wikka und Jane Angst.

Das Kruzifix konnte sie vernichten, wenn sie in seine unmittelbare Nähe gerieten.

Ich dachte darüber nach, ob ich es aktivieren sollte. Wenn ich die Formel rief, wurde das Kreuz zu einem Banner, wobei ich damit rechnen konnte, daß es auch den Hexen die Kraft nahm. Allerdings dachte ich wieder an Jane.

Sie stand auf der anderen Seite, war eine Feindin, hatte durch das Töten sogar schwere Schuld auf sich geladen, dennoch brachte ich es nicht fertig, sie zu vernichten. Ich zögerte einfach davor, sie direkt anzugehen. Einen Grund dafür gab es natürlich. Ich hatte lange Zeit mit ihr sehr eng zusammengearbeitet, wir waren gute Freunde gewesen und hatten manch intime Stunde miteinander verbracht. So etwas baute auf, das gab Verbindungen, die schwer zu durchtrennen waren.

Schleichende Schritte entfernten sich von mir.

»Später!« hörte ich das verwehende Flüstern der Wikka. »Später, das andere ist wichtiger…«

Dann wurde es still.

Ich hörte weder etwas von Wikka noch von Jane Collins. Man ließ mich allein in der Ruine zurück.

Was war denn wichtiger?

Ich konnte nur raten und dachte daran, daß es eigentlich nur eine Lösung gab.

Der Hexenwürger!

Wenn die beiden schon so offen über ihn redeten, trieb er sich wahrscheinlich auch in der Nähe herum. Vielleicht in der Ruine. Rechnen mußte man mit allem.

Ich drückte mich in die Höhe und schaltete meine Lampe an, wobei ich den rechten Arm seitlich von meinem Körper abgestreckt hielt, so daß ich kein direktes Ziel bot.

Der Strahl stach in einen zerstörten Raum hinein, der mit Schutt übersät war und eine Decke besaß, von der sich nur noch etwa die Hälfte dort befand, wo sie auch hingehörte. Alles andere lag auf dem Boden, war herausgebrochen worden.

Ich schritt vor, stieg über den Schutt, merkte den kühlen Wind, der durch die Decke fuhr, Staub hochwirbelte und sah auch die Spuren auf dem Boden.

Sie leuchtete ich an.

Das waren deutliche Abdrücke, die von Frauenschuhen stammten. Sehr genau stachen sie ab. Der übrige Staub hatte sie noch nicht wieder zudecken können.

Ich verfolgte die Spuren, gelangte an eine Wand, entdeckte dort das große Loch und schaute hindurch.

Diesmal traf mich der Wind voll, denn ich konnte von dieser Stelle aus direkt ins Freie schauen. Mein Blick flog nach unten und weit über das Moor hinweg, das einen unheimlichen Eindruck auf mich machte. Durch die über der schwarzen Fläche tanzenden Irrlichter wirkte es geisterhaft und gefährlich, und wenn der Wind das brakige Wasser der tückischen Tümpel bewegte, huschte hin und wieder ein Lichtreflex über die Wellenkämme.

Von Wikka und Jane entdeckte ich nichts. Sie konnten dank ihrer Hexenkunst auch einen Turm in dieser Höhe verlassen, ohne daß ihnen etwas passierte.

Ich zog mich wieder zurück. Noch immer hatte ich den Raum nicht besichtigt, in dem das seltsame Licht flackerte. Das wollte ich so rasch wie möglich nachholen.

Da die anderen sowieso von meinem Eindringen erfahren hatten, brauchte ich nicht darauf zu achten, besonders leise zu sein und konnte mich so normal bewegen, wie es meine Umwelt zuließ.

Bei einem Blick aus dem Fenster war mir aufgefallen, daß ich mich bereits ziemlich hoch befand. Fast schon so weit, wie die Spitzen der anderen Türme reichten.

Lange war ich nicht mehr unterwegs, dann hatte ich das Turmzimmer erreicht, in dem das Licht leuchtete.

Elektrisches Licht konnte es nicht sein, das war mir klar. Ich hatte

mit Kerzenschein oder ähnlichem gerechnet und peilte zunächst einmal vorsichtig um die Ecke der Türöffnung.

Das Kreuz hatte ich jetzt außen vor meine Brust gehängt, die Beretta steckte griffbereit in der Halfter.

Mir fiel auf, daß der Raum leer war. Und völlig ausgebrannt. Es gab auch keine Überreste des Feuers mehr, keine Asche, keine Holzteile. Die Zeit hatte alles vermodern und verrotten lassen. Nur die innen geschwärzten Mauern erinnerten noch an den Brand.

Natürlich fiel mein Blick auch auf die Lichtquelle. Es war weder eine Kerze noch ein anderer brennender Gegenstand, sondern ein - und das überraschte mich wirklich - Stein.

Jawohl, ein seltsamer Stein, der eine ovale Form zeigte und auch relativ dick war, wobei er etwa die Größe einer Hand besaß. Er lag in einer flachen Schale, die den Abschluß eines Ständers bildete. Der wiederum ragte vom Boden hoch.

Der Hexenstein!

Eine andere Möglichkeit gab es für mich einfach nicht. Und ich hatte ihn gefunden.

Tief atmete ich durch. Von ihm also ging die rätselhafte Magie aus, die uns so große Sorgen bereitet hatte.

Vorsichtig schritt ich näher.

Der Hexenstein war etwas Besonderes. Er leuchtete rotgelb. Wie ein Feuer. Ich sah allerdings auch die seltsamen Einschlüsse innerhalb des Gefüges. Sie besaßen andere Farben. Grün und bläulich, manchmal auch türkis.

Ich konnte mir noch kein klares Bild über den Stein machen, fühlte auch nichts, anders jedoch mein Kreuz.

Schon einmal hatte ich dieses Phänomen erlebt, und jetzt wurde ich wieder damit konfontiert.

Das Kreuz verlor seine silberne Farbe. Dafür bildete sich ein giftgrüner Schimmer, umzitterte die Konturen, und ich bekam das Gefühl, als wäre das Kreuz auf einmal wertlos geworden.

Der grüne Schein, das seltsame Leuchten - all das wies auf eine uralte, unheimliche Magie hin, die mich bisher immer nur wie ein Hauch berührt hatte.

Der Dunkle Gral!

Das geheimnisvolle Land Aibon, eine Welt für sich, vielleicht der Seher! [1]

Mir rann eine Gänsehaut über den Rücken. Die Überraschung war wirklich gelungen. Daß ich hier in dieser alten Ruine auf die Magie des Dunklen Gral stoßen würde, damit hatte ich nicht gerechnet, und mir wurde klar, daß in dem Hexenstein eine ungeheure Macht stecken mußte. Beweis dafür war die Zeitverschiebung, dieses Vermischen von Gegenwart und Vergangenheit. So etwas war kaum begreiflich.

Tief atmete ich aus. Gegen Dämonen und Wesen ähnlicher Art würde er sicherlich ankämpfen, aber ich war kein Dämon, deshalb wollte ich versuchen, ihn an mich zu nehmen. Zudem schien mir der Dunkle Gral als Magie nicht gerade feindlich gesonnen zu sein, sonst hätte er längst versucht, mich zu vernichten.

Das war nun nicht geschehen!

Ich tastete mich Schritt für Schritt vor. Unter meinen Füßen knirschte der Dreck. Je mehr ich mich dem Stein näherte, um so intensiver leuchtete mein Kreuz.

Die beiden Magien standen nicht konträr zueinander. Die eine beeinflußte die andere nur stärker.

Noch einen Schritt befand ich mich von meinem Ziel entfernt, streckte bereits den Arm aus, um den Stein an mich zu nehmen, als ich hinter mir eine scharfe, flüsternde Stimme vernahm.

»Laß ihn liegen!«

***

Es war eine Kinderstimme, deren Schreien da über die Straße gehallt war. Suko hatte sich nicht getäuscht. In diesen Momenten konnten ihm sämtliche Hexen in Blackmoor gestohlen bleiben. Für ihn ging es darum, ein Kind zu retten, das sicherlich in die Klauen der Bestien geraten war. Und die würden keine Gnade kennen.

Die Hexen hielten jedes Haus im Ort besetzt. Suko mußte raten, woher der Schrei aufgeklungen war. Jedenfalls auf der gegenüberliegenden Seite der Straße, wo nur hinter wenigen Hausfenstern Licht brannte. Die meisten Gebäude lagen im Dunkeln.

»Neiinnn! Ich will nicht. Laßt mich los!«

Suko stoppte mitten im Lauf, als er den erneuten Hilfeschrei des Kindes vernahm.

Jetzt war er sicherer geworden. Scharf wandte er sich nach rechts. In den ersten beiden Häusern genau vor ihm mußte sich das Drama abspielen. Bei einem Haus stand die Eingangstür offen. Da Suko den Schrei sehr deutlich gehört hatte, nahm er an, daß es das Haus war, in das er hineinmußte.

Mit einem gewaltigen Fußtritt jagte er die Tür ganz auf. Sie flog gegen die Wand, wieder zurück, aber da war Suko bereits in den kleinen Flur gehuscht und schaute sich um.

Es war ein älteres Gebäude. Unten befand sich nur die große Küche, wie er mit einem sicheren Blick feststellen konnte. Das Weinen aber erklang auf der ersten Etage.

Der Inspektor huschte die Stufen der engen Treppe hoch. Seine Sohlen hinterließen bei jedem Schritt dumpfe Geräusche auf dem Bohlenholz. Er fand sich auf einem schmalen Podest wieder und vernahm eine schrille Stimme.

»Hexenkind, Hexenkind! Wir werden dich zu einem Hexenkind machen!« schrillte die Stimme.

Suko wirbelte herum, sprang in einen schmalen, schrägen Raum hinein und sagte: »Das glaube ich wohl kaum!«

Zwei alte, widerliche Hexenweiber fuhren herum. Sie hatten neben einem Bett gestanden, auf dem ein etwa fünfjähriges Mädchen mit verweinten Augen und wachsbleichem Gesicht lag. Die Arme hielt es ausgestreckt. Es war eine hilflose Geste, die Suko rührte.

Gleichzeitig wuchs sein Zorn auf die dämonischen Weiber.

»Weg da!« peitschte seine Stimme.

Sie kümmerten sich nicht darum. Kichernd näherten sie sich dem Inspektor von zwei Seiten. »Du kommst auch dran!« flüsterte die rechte. »Wir werden dich ebenfalls verhexen, du wirst keine Chance bekommen, Fremder. Überhaupt keine…«

Suko feuerte.

»Uaahhh…!« So hörte sich der überraschte Todesschrei der Hexe an, als die Kugel sie tötete. Aus dem Körper wurde eine grüne Wolke, die sich stinkend ausbreitete.

Die zweite Hexe merkte sehr schnell, daß ihr hier jemand gegenüberstand, dem sie nicht das Wasser reichen konnte. Deshalb wollte sie sich an Suko vorbeidrücken und aus dem Zimmer fliehen.

Der Chinese ließ sie bis auf seine Höhe kommen. Dann schlug er mit der Peitsche zu.

Drei Riemen trafen.

Die Hexe bekam einen Schlag, der sie nicht nur durchschüttelte, sondern auch aus dem Zimmer in den Flur hineinschleuderte, wo sie zusammenbrach und sich um die eigene Achse rollte.

Schon jetzt befand sie sich in der Auflösung. Ihr Heulen verstummte schnell, und Suko kümmerte sich nicht weiter um sie, sondern um das kleine Mädchen.

Es hatte braunes Haar. Große Augen schauten den Chinesen ängstlich an.

Neben dem Bett kniete Suko nieder. »Du brauchst keine Angst zu haben, Kleine, ich bin jetzt bei dir.«

»Ich habe aber Angst.«

Mit dem angewinkelten Zeigefinger wischte ihr Suko die Tränentropfen von der Wange. »Nein, mein Schatz, wirklich nicht. Dir tut jetzt niemand mehr etwas.«

»Woher kommst du?« fragte sie. »Du gehörst nicht ins Dorf.«

»Nein, ich bin von weit her gekommen.«

»Aber du siehst so komisch aus.«

»Das kommt dir nur so vor.«

»Deine Augen sind anders.«

Da lachte Suko. »Klar, mein Schatz. Nicht jeder kann so schöne

Augen haben wie du. Wie heißt du eigentlich?«
»Susan.«
»Und wo sind deine Eltern?«
»Tot.«
Suko schluckte. »Wohnst du allein hier?«
»Bei meinen Großeltern.«
Ein wenig erinnerte den Inspektor die Szene an die aus Darkwater, wo er in einem magisch verseuchten Ort ein kleines Mädchen gefunden hatte, das hinterher ein Verbindungsglied zu der geheimnisvollen und gefährlichen Leichenstadt gewesen war, wo auch die Gräber der Großen Alten lagen. [2] Daran wollte Suko jetzt nicht denken. Er zog Susan hoch und fragte: »Kannst du eigentlich laufen?«
»Klar. Ich bin schon groß.«
»Oh, entschuldige.«
Susan trug ein blaues Kleid, Söckchen und Schuhe. Sie legte den Kopf in den Nacken und schaute Suko ins Gesicht. »Wie heißt du eigentlich, Mister?«
»Nenne mich Suko.«
»Das ist aber ein komischer Name.«
Suko nahm die Hand der Kleinen. »Wieso? Gefällt er dir nicht?«
Susan nickte eifrig. »Das schon, klar, aber ich habe ihn noch nie vorher gehört. Nennt man bei euch zu Hause die Jungen so?«
»Manchmal.«
Inzwischen hatten Suko und Susan das Zimmer verlassen, befanden sich im Flur und standen am Rand der Treppe. Während Suko noch lauschte, schaute das Kind auf die Überreste der Hexe.
Ein paar Kleidungsfetzen lagen auf den Bohlen, mehr nicht…
Suko drückte den Kopf des Mädchens herum, so daß es nach vorn und nicht zurückschaute. »Komm jetzt, Susan, wir wollen nach draußen gehen!«
Sie nickte. »Sind noch mehr von diesen Hexen da?«
»Leider.«
»Hast du keine Angst?«
Suko lächelte. »Ich habe Angst.«
»Toll, daß du so etwas sagst.«
Sie schritten gemeinsam die Stufen hinab, und Suko fühlte Susans kleine Hand in der seinen.
Wenig später standen sie auf der Straße. Schon im Haus hatte der Inspektor das Schreien der Hexen vernommen. Sie waren wieder wild, reagierten wie aufgedreht, heulten, jaulten und flogen, eingehüllt in kometenartige Streifen, durch die Luft.
Suko drückte Susan gegen die Hauswand, als zwei kreischende Furien in Kopfhöhe über die Straße huschten und schließlich auf einem Hausdach zur Ruhe kamen.

Etwas hatte sie aufgeschreckt. Allerdings wußte der Chinese nicht, was es gewesen war. Dabei brauchte er nicht lange zu raten, denn als er einen Blick nach rechts warf, sah er die Bewohner von Blackmoor.

In einer langen Reihe kamen sie die Straße hinunter. Manche gingen zu dritt nebeneinander, andere wiederum zu zweit, die meisten Männer waren bewaffnet. Sie ließen Frau und Kinder auch in der Mitte gehen, wobei sie sie mit den Gewehren oder Schlagwaffen zu schützen versuchten. Ob sie damit allerdings gegen die Hexen ankamen, war mehr als fraglich. Suko wollte es nicht glauben.

»Da sind auch meine Großeltern bei«, sagte Susan mit leiser Stimme und löste ihre Hand. Sie rannte weg.

Der Inspektor hatte sie rasch wieder eingeholt und hielt sie fest.

»Ich will aber…«

»Klar, Susan, da gehen wir jetzt gemeinsam hin«, beruhigte der Chinese sie.

Auch sie waren entdeckt worden. Zwei Männer an der Spitze lösten sich von den anderen und rannten auf Suko Lind das Mädchen zu. Die beiden waren mit Gewehren bewaffnet. Suko erkannte auch den rothaarigen Rodney wieder, dessen Gesicht einen verzerrten Ausdruck angenommen hatte.

»Wenn du das Kind nicht losläßt, pumpe ich dir den Balg mit Blei voll!« Er war stehen geblieben und zielte auf den Inspektor.

Suko hob einen Arm. »Augenblick«, sagte er. »Ich will das Kind nicht entführen, ich…«

»Er hat mich gerettet, Rod!«

Der Rothaarige zuckte zusammen. Sein Blick wurde unsicher, und er wußte nicht, was er erwidern sollte.

Suko nickte. »Es stimmt tatsächlich, was Susan gesagt hat. Zwei Hexen konnte ich erledigen…«

»Susan!« Ein Schrei gellte plötzlich über die Straße. »Mein Gott, Susan!«

Der Inspektor hob den Blick. Ein älterer Mann lief auf sie zu und winkte mit beiden Armen.

»Großvater!« schrie das Mädchen. Jetzt war es nicht mehr zu halten und warf sich in die Arme des Mannes.

»Hat er dir nichts getan?« fragte der Alte und streichelte ihr Haar. »Hat er dir nichts getan?«

»Nein, Großvater, er…«

Suko schüttelte den Kopf, bevor er zu Rodney gewandt sagte: »Wann begreifen Sie endlich, daß mein Freund und ich auf Ihrer Seite stehen und wir nur gekommen sind, um die Hexen zu vernichten. Geht das in Ihren Schädel nicht rein?«

»Halt dein Maul, Mensch!«

Jetzt kamen auch die anderen. Suko sah sich von mehreren

Gewehrmündungen bedroht, kümmerte sich allerdings nicht darum. Die Hexen waren für ihn wichtiger.

Sie beobachteten nur. Hinter den Fenstern hockten die Gestalten und schauten aus gierigen Augen auf die Menschen. Auch von den Dächern blickten sie herab.

Die Falle war so zugebaut, daß ihr kein Mensch mehr entrinnen konnte. Selbst am Ende der Straße hatten sich die Hexen aufgebaut und hielten dort Wache.

Die würden keinen mehr rauslassen.

Für Suko war jetzt wichtig, daß er mit den Dorfbewohnern gemeinsam arbeitete. Sie mußten eine Solidargemeinschaft schließen und nicht gegeneinander kämpfen, wobei der Inspektor hoffte, daß diese Dickschädel alte Vorurteile endlich über Bord werfen würden.

Und auf den Hexenwürger Mason Cordtland konnten sie sich nicht verlassen. Der hatte sich bisher nicht blicken lassen, befand sich wahrscheinlich noch in der Ruine und war dort mit John Sinclair zusammengetroffen.

Die kleine Susan hatte schnell geredet. Ihre Stimme war laut gewesen, fast alle hatten die Worte vernommen, und Suko bemerkte, wie sich die angespannten Gesichter allmählich entzerrten.

Die Bewohner von Blackmoor hatten sich wieder beruhigt. Auch Rodney, der Hitzkopf, senkte den Waffenlauf.

»Das wurde auch Zeit«, sagte Suko. Ohne auf den Rothaarigen weiter zu achten, begab er sich zu den anderen und baute sich neben Susan und ihrem Großvater auf.

»Darf ich jetzt einmal für wenige Minuten um Gehör bitten?« fragte er laut und deutlich.

Die Stimmen verstummten. Suko sah die erwartungsvollen Blicke der Menschen auf sich gerichtet, holte noch einmal tief Luft und begann mit seinem Bericht. Er erzählte von dem, was er bisher erfahren hatten. Er machte den Menschen klar, daß alle zusammen in einer verdammten Falle steckten und daß ihnen auch ein Hexenwürger nicht mehr helfen konnte. Jetzt nicht.«

»Aber was sollen wir denn machen?« schrie eine Frau mit verzweifelter Stimme.

»Vor allen Dingen nicht in Panik verfallen«, sagte Suko ruhig.

»Die haben wir schon.«

»Wir hätten die Kreuze nicht wegwerfen sollen«, sagte ein anderer und erntete ein bestätigendes Nicken.

»Es ist nicht zu ändern«, sagte Suko. »Auch auf der Kirche befindet sich kein Kreuz mehr. Die Hexen haben es abgerissen. Aber«, so fuhr er fort, »die Kirche ist noch immer der sicherste Platz, an dem wir uns aufhalten können, meine ich.«

»Ja, das stimmt.«

Alle anderen nickten ebenfalls.
»Gibt es dort noch geweihte Dinge?« wollte Suko wissen.
»Das müßte es…«
Der Inspektor wunderte sich und schaute in die Runde. »Ist denn kein Pfarrer hier?«
»Nein, der befindet sich bei Verwandten.«
Suko lachte auf, als er die Antwort vernahm. »Sehr gut haben sich die Hexen den Zeitpunkt ausgesucht, wirklich.«
»Wir kommen trotzdem rein!« sagte Rodney.
»Sicher.«
»Aber weshalb greifen die verfluchten Hexen nicht an?« rief ein älterer Mann und schaute Suko so scharf ins Gesicht, als wollte er ihm schon vorher die Antwort von den Lippen ablesen.
»Weil sie noch auf ihre Anführerin warten. Das ist Wikka, die Oberhexe. Wenn die erst im Dorf ist, gibt es kein Pardon mehr. Niemand weiß, wann sie kommt, deshalb müssen wir uns so beeilen, damit wir vor ihrem Erscheinen in der Kirche sind.«
Das sah jeder ein. Suko erntete auch keinen Widerspruch, und Rodney übernahm die Führung.
Suko hatte gesehen, wie das Kreuz von der Kirche gefallen war. Er wußte ungefähr, wo das Gotteshaus lag, und sie gingen jetzt den kürzesten Weg. Die Menschen stampften durch Gärten und kletterten über Zäune, das war ihnen egal, sie wollten nur so rasch wie möglich den Schlupfwinkel erreichen.
Die Hexen begleiteten sie.
Diese dämonischen Furien blieben stets an ihrer Seite. Außerdem hockten sie auch nahe der Kirche. Zwei saßen in den Astgabeln eines Baumes und lachten schrill, während grüner Qualm aus ihren offenen Mäulern drang.
Suko hatte seine Blicke überall. Er schritt an der Spitze, schaute nach vorn, nach links und rechts. Er sah jede Hexe und auch die beiden im Geäst der alten Ulme.
Bisher war alles glatt verlaufen. Die Menschen hatten sich gut unter Kontrolle, wobei Suko sich wunderte, daß es noch nicht zu Zwischenfällen gekommen war. Er konnte an den Gesichtern und Haltungen der Dorfbewohner erkennen, wie sehr sie unter Druck standen, und irgendwie mußte sich dieser Streß einmal Luft verschaffen.
Bei Rodney fing es an.
Daß er stehengeblieben war, merkte Suko erst, als er an ihm vorbeigelaufen war. Der Chinese hatte sofort ein dummes Gefühl, drehte sich um und sah noch, wie der Rothaarige sein Gewehr hochriß und auf die Hexen in der Ulme zielte.
»Verdammtes Pack!« brüllte er. In seine laute Stimme hinein krachte

der Schuß.

Daß Rodney nicht nur schießen, sondern auch treffen konnte, sahen Suko und die anderen im nächsten Moment. Die Hexe bekam das Geschoß in die Brust. Die Wucht des Treffers trieb sie aus dem Geäst des Baumes, und sie fiel nach unten, wobei sie dumpf zu Boden klatschte.

»So ergeht es euch allen. So…« Rodney verstummte, denn die Hexe stand auf.

»Du Narr!« schrie sie. Du…«

Da feuerte Suko.

Er traf sie sicher. Ein stinkender Qualmschwaden war alles, was von ihr übrigblieb. Doch die eigentliche Gefahr drohte von der zweiten, noch auf dem Baum sitzenden Hexe.

Die griff Rodney an.

Sie schrie eine Zauberformel, die niemand verstand, doch Rodney bekam das Grauen zu spüren. Einen winzigen Moment später puffte etwas vor seinem Gesicht auf, und er spürte die Zähne und Krallen einer Ratte, die sich bei ihm festgebissen hatte.

Rodney schrie wie ein Wahnsinniger und taumelte zurück. Das Gewehr ließ er fallen und versuchte, mit beiden Händen die Ratte von seinem Gesicht zu reißen.

Es gelang ihm nicht.

In seinem Schrei ging das Klatschen der Dämonenpeitsche unter. Suko hatte zugeschlagen. Er war dabei in die Höhe gesprungen, und die Riemen der Peitsche klatschten gegen die Beine der auf dem Baum hockenden Hexe.

Schreiend und mit ausgebreiteten Armen fiel sie nach unten. Vor Sukos Füßen blieb sie liegen und starb einen qualvollen Dämonentod.

Sofort kreiselte der Inspektor herum, um nach dem rothaarigen Mann zu sehen.

Er lag am Boden. Die Ratte gab es nicht mehr. Sie hatte sich ebenfalls aufgelöst.

Neben Rodney kniete Suko nieder, während die anderen einen Kreis um die beiden bildeten.

Den Mann hatte es schwer erwischt. Er blutete stark und stöhnte vor Schmerzen.

»Reißen Sie sich zusammen!« fuhr Suko ihn an. »Sie haben Mist gemacht und müssen dafür büßen.« Er drehte den Kopf.

»Trägt einer zufällig einen Verbandskasten bei sich?«

Kopfschütteln.

»Vielleicht ist einer in der Sakristei der Kirche«, sagte Rodneys Vater mit zitternder Stimme.

»Gut, sehen wir nach.« Suko wies zwei kräftige Männer an, den Verletzten in das Gotteshaus zu tragen.

Wenig später entdeckten sie das Kreuz, das vom Dach der Kirche gefallen war. Es war auf dem weichen Boden gelandet und tief eingesackt. Dabei stand es schräg.

Einer hatte das große Portal schon geöffnet. Nacheinander drängten die Menschen schutzsuchend in das Gotteshaus.

Suko blieb noch stehen. Er wartete ab, bis alle verschwunden waren.

In seinem Gesicht regte sich kein Muskel. Sein besorgter Blick jedoch sprach Bände…

***

Ich hatte die Stimme noch nie gehört, war allerdings sicher, den Hexenwürger in meinem Rücken zu wissen.

Kein gutes Gefühl, obwohl es in meiner Hand zuckte und ich den Stein liebend gern an mich genommen hätte.

Nein, es war besser, wenn ich gehorchte, obwohl es mir verdammt schwerfiel. Dieser Stein hätte mir sicherlich auf seine Art und Weise etwas über Aibon oder den Seher berichten können, doch ich wußte nicht, welche Tricks der hinter mir Stehende noch in der Hinterhand hielt.

Langsam, sehr langsam drehte ich mich. Ich wollte ihm zeigen, daß ich keinen Grund sah, ihn anzugreifen.

Dann starrten wir uns an.

Der Stein gab genügend Licht ab, so daß wir uns gegenseitig mustern konnten.

Ich hatte ihn schon einmal gesehen, er mich sicherlich nicht. Und er sah ebenso wie auf dem seltsamen Film aus, den Dr. Barrows mir vorgeführt hatte.

»Mason Cordtland, der Hexenwürger?« fragte ich trotzdem.

»Sehr richtig.«

»Ich bin John Sinclair.«

»Kenne ich nicht.«

»Ich lebe auch in dieser Zeit. Man nennt mich den Geisterjäger. Ich jage Dämonen. Unter anderem auch Hexen.«

Er hörte meine Worte und schwieg zunächst einmal, so daß ich Zeit und Muße bekam, ihn zu betrachten.

Er trug die gleiche Kleidung wie auf dem Film. Einen langen Mantel mit Schulterüberwurf. Sein Haar war fahlblond, das Gesicht sehr hart und hölzern geschnitten, und er hielt eine Waffe in der Hand, die Sukos Peitsche ähnelte. Auch sie besaß einen relativ kurzen Griff, und die drei geflochtenen Schnüre, die daran befestigt waren, schimmerten silberfarben.

Für mich eigentlich ein Beweis, daß ich es nicht mit einem Schwarzblütler zu tun hatte.

»Du jagst Hexen?« fragte er mich und verzog die Mundwinkel. »Ich

würde es dir nicht raten, denn es ist meine Sache. Ich bin der Hexenwürger und werde sie vernichten.«

»Weshalb hast du das nicht in der Vergangenheit getan?«

»Da war ich nicht stark genug.«

»Heute denn?«

»Ja, ich habe lange genug im Moor gelegen und Kräfte sammeln können. Denn ich wartete darauf, daß der Stein wieder erschien und die Menschen in meinem Sinne beeinflußte. Das hat er getan, denn sie haben mich aus dem Sumpf geholt.«

Seine Angaben stimmten. Daran gab es nichts zu rütteln. »Welche Bewandnis hat es mit dem Stein?« wollte ich wissen. »Woher stammt er, wo ist seine Heimat?«

Da streckte der Hexenwürger seinen freien Arm aus. »Er ist geheimnisvoll und alt.«

»Das kann ich mir denken. Stammt er vielleicht aus dem Lande Aibon?«

Genau mit dieser Frage hatte ich ins Schwarze getroffen. Das hölzern wirkende Gesicht des Hexenwürgers zeigte so etwas wie Regung. »Du kennst das Land?«

»Ja, ich habe davon gehört.«

Der Hexenwürger nickte. »Aber hier ist nicht Aibon«, sagte er, »und der Stein ist trotzdem da.«

»Du wirst ihn geholt haben.«

»Nein, das habe ich nicht. Ein anderer hat ihn für mich besorgt, denn ich gab ihm den Auftrag.«

»War es Bing Cordtland?«

»Ja, er war es.«

»Ich hatte es mir schon gedacht. Du hast Bing Cordtland beeinflußt. Und der Stein verschiebt die Zeiten. Ist es nicht so?«

»Richtig, Geisterjäger.«

»Macht er dich denn unbesiegbar?«

Der Hexenwürger schaute zuerst mich an und blickte danach auf seine Peitsche. »Ich hoffe es zumindest. Wenn ich ihn habe, kann ich dort anfangen, wo ich vor langer Zeit aufhörte. Als das Schloß brannte, mußte ich fliehen. Der Sumpf hat mich geschluckt, die Burg brannte aus, und die Menschen, die in ihr wohnten, flohen ebenfalls ins Moor. Viele Hexen waren darunter. Einige von ihnen haben sich nicht mehr rechtzeitig genug verwandeln können. Sie flohen in ihrer menschlichen Gestalt. Der Sumpf fraß sie ebenso wie mich, aber ich weiß, daß sie nicht tot sind. Sie werden zurückkommen, die Moorleichen der lebenden Hexen warten auf Rache. Und sie tun sich mit denen zusammen, die im Dorf bereits warten, so daß sie eine unschlagbare Armee bilden.«

»Muß ich damit rechnen, daß sie aus dem Moor steigen und als

lebende Tote umherspuken?«

»Ja, das mußt du, Geisterjäger!«

»Wann?«

»Vielleicht schon in dieser Nacht. Alle Zeichen deuten darauf hin. Aber dies wird auch die Nacht der Rache und der Vergeltung. Meiner Rache. Ich räume fürchterlich unter den Hexen auf, darauf kannst du dich verlassen. Nicht umsonst habe ich so lange warten müssen.«

»Traust du dir zu, es mit allen Hexen aufzunehmen?« erkundigte ich mich spöttisch.

»Wäre ich sonst zurückgekommen?«

»Sicher, aber da ist noch jemand, der dir gefährlich werden könnte. Eine sehr starke Hexe. Sie ist die Königin, und sie hört auf den Namen Wikka. Du wirst sie kennen, denn als der Stein die Zeiten durcheinanderbrachte, erlebte ich mit, wie das Schloß brannte. Da habe ich dich sowie Wikka in der Vergangenheit gesehen. Ich sah euch aus dem Schloß in das Moor flüchten. Und Wikka lauert nur darauf, dir den Garaus zu machen. Sie will dich ebenso vernichten wie du sie. Ich weiß nicht, wer in diesem Kampf Sieger bleiben wird.«

Der Hexenwürger lachte. »Ich natürlich. Meiner Peitsche entgeht niemand. Zudem werde ich den Stein an mich nehmen, denn er sorgt für die Vernichtung von Wikka und ihren Helfershelfern.«

Trotz seiner großen Worte zweifelte ich an ihm. Er war ein Hexenjäger, jemand, der in der Vergangenheit gnadenlos Menschen getötet hatte. Dabei war es ihm nicht darauf angekommen, ob sie schuldig oder unschuldig waren. Sobald eine Frau oder ein Mädchen denunziert wurden, hatte er sich der Person angenommen. Und mir fiel noch etwas ein. Ich dachte an die Bewohner aus Blackmoor. Sie waren zum Sumpf gegangen, hatten den Hexenwürger aus dem zähen Schlamm geholt, doch er hatte ihnen befohlen, die christlichen Symbole in den Sumpf zu werfen.

Er konnte also nicht auf meiner Seite stehen, wenigstens nicht so, wie ich es gern haben wollte.

»Wikka wartet schon auf dich«, fuhr ich fort. »Sie befand sich hier in der Burg, ich habe sie gesehen, und sie ist nicht ohne Verstärkung gekommen. Ihre beste Schülerin befindet sich bei ihr. Jane Collins. Du wirst auch gegen sie kämpfen müssen.«

»Ich fürchte mich vor keiner Hexe!« Er kam noch einen Schritt näher. »Und jetzt will ich den Stein.«

Sollte ich ihm den Hexenstein überlassen? Ich wußte es noch immer nicht.

»Geh weg!« zischte er.

Blitzschnell entschloß ich mich. »Nein!« sagte ich mit harter Stimme. »Ich werde den Stein an mich nehmen!«

Zuerst wollte er es nicht glauben. Sein Gesicht verzog sich ungläubig.

So etwas wie ein Lächeln breitete sich auf seinen Lippen aus. »Das hast du doch nicht im Ernst gemeint?«

»Sicher ist es mir ernst.«

»Dann werden wir um den Stein kämpfen, und ich werde dich töten!« erwiderte er…

***

Das Moor lag still, das Moor lag ruhig!

Nichts regte sich. Doch die Ruhe und Stille waren trügerisch. Die Schwärze der Fläche verbarg die unheimlichen Dinge, die noch tief in ihr ruhten.

Wäre die Oberfläche zu einem Spiegel geworden und man hätte hindurchschauen können, wäre dem Betrachter das Grauen aufgefallen. Denn tief im Sumpf lauerte nicht nur etwas, da bewegte sich auch was.

Es waren die Hexen, die vor langer Zeit, als die Burg in Flammen stand, in den Sumpf gelaufen und von ihm gefressen worden waren.

Auf der Lauer hatten sie gelegen und gewartet, bis die Zeit kam. Nun brach ihre Stunde an.

Die Moorgräber öffneten sich…

***

Irgendwann hatte sie das Leben einfach satt. Da wollte sie ausflippen und dem verdammten Alltag entfliehen. Keinen Streß mehr im Büro, keinen Ärger, keine Hetze, keine neidischen Kolleginnen, die sie trotzdem mit falscher Freundlichkeit überhäuften und nicht mehr das ewige Lächeln auf dem Gesicht, das eben zu einer Chefsekretärin gehörte, ob es ihr nun schlecht ging oder nicht.

Lydia Barrows machte Schluß.

Knall auf Fall sprach sie die Kündigung aus. Damit überraschte sie alle in der Firma. Man versuchte mit Engelsgeduld, sie zu überreden, doch Lydia hatte die Nase voll. Sie wollte einfach nicht mehr. Vielleicht später mal, aber in den folgenden zwei Jahren sah sie sich schon als Aussteigerin.

Irgendwie imponierte es ihr, wie ihr Onkel, der bekannte Wissenschaftler, es geschafft hatte, seinen Uni-Schreibtisch zu umgehen. Er konzentrierte sich nur noch auf die Natur, fuhr wochenlang in die Einsamkeit und führte dort seine Beobachtungen durch.

Ihm wollte sich Lydia anschließen.

Seit dem Tode ihrer Eltern hatte sie eigentlich nur mit dem Onkel Verbindung gehabt. Es war der einzige Verwandte, der ihr überhaupt nahestand, und die beiden kamen auch prächtig miteinander aus, obwohl sie sich so wenig sahen. Lydia interessierte sich für die Arbeit ihres Onkels. Sie schrieben sich lange Briefe, vor allen Dingen Dr.

Barrows berichtete von seinen großen Erfolgen und auch langwierigen Beobachtungen in den englischen Moor- und Sumpfgegenden.

Aus diesem Grunde war Lydia immer darüber informiert, wo sich der Ornithologe aufhielt.

Sie hatte in ihren Briefen die Absicht einer Kündigung des öfteren anklingen lassen und eigentlich nie ein negatives Urteil gehört. Im Gegenteil, Dr. Barrows hatte ihr oft genug geraten, die Brocken hinzuschmeißen und ein Aussteigerleben zu führen.

Gerade dieser Rat hatte dazu beigetragen, daß Lydia in ihrem Entschluß gefestigt wurde. Allerdings hatte sie ihrem Onkel nichts davon gesagt, als es wirklich soweit war. Sie wollte ihn überraschen.

Aus dem letzten Brief wußte sie, daß Dr. Barrows sich die nächsten Wochen in Mittelengland aufhalten wollte. Dort existierte das Blackmoor. Eine unheimliche Gegend, aber ein Paradies für Vögel. Und manche von ihnen waren sehr selten, denn in anderen Gegenden waren sie längst ausgestorben.

Dafür hatte der Mensch mit seiner Umweltverschmutzung gesorgt.

Ihr Onkel würde sicherlich nichts dagegen haben, wenn sie ein paar Tage bei ihm blieb und ihn unterstützte. Er hatte sich immer gefreut, wenn er seine Nichte sah, und er würde sich auch freuen, wenn sie so plötzlich vor ihm stand, das war sicher.

Deshalb hatte sie ihm auch keinen Bescheid zukommen lassen und war einfach losgefahren.

Ihren Austin Allegro hatte sie verkauft und sich einen Geländewagen zugelegt. Es war ein Daihatsu Wildcat, ein kleiner Japaner, mit Planenverdeck. Als Sonderanfertigung waren zwei feste Türen eingebaut worden, diesen Aufschlag hatte sie gern bezahlt. Und sie kam auch sehr gut mit dem Wagen zurecht.

Auf den Straßen waren ihr die normalen Fahrzeuge natürlich überlegen, aber in der Sumpf- und Moorgegend würde der Wildcat seine Qualitäten schon beweisen.

Sie lebte nicht in London, sondern in Manchester und hatte von dieser Stadt aus keinen sehr weiten Weg, um ihr Ziel zu erreichen.

Sehr oft zuckte ein Lächeln um ihre Mundwinkel, wenn sie daran dachte, wie ihr Onkel wohl schauen würde. Bestimmt bekam er seinen Mund nicht mehr zu, denn wer fuhr schon freiwillig in eine Sumpfgegend, in der es keinen Komfort gab?

Die fünfundzwanzigjährige Lydia Barrows hatte sich auch mit Lebensmitteln eingedeckt, so daß sie in den ersten Tagen bestimmt nicht zu hungern brauchte. Später wollte sie dann in der nächsten größeren Ortschaft etwas kaufen, denn in Blackmoor selbst sollten Hund und Katze begraben sein, wie ihr Onkel schrieb.

Eine sehr gute Karte hatte sie sich ebenfalls gekauft. Sie lag neben ihr auf dem Beifahrersitz. Hin und wieder hielt Lydia an und warf einen

Blick darauf. Mit Befriedigung stellte sie jedesmal fest, daß sie sich nicht verfahren hatte, und die Hoffnung, ihren Zielort pünktlich und sicher zu erreichen, wuchs.

Es war eine Landschaft, die ihren besonderen Reiz aufwies, Melancholie ausströmend und gleichzeitig in voller Blüte stehend, denn der Frühling ging auch an den Sümpfen und Mooren nicht vorbei.

Noch fuhr sie durch kultiviertes Gelände, sah Bauernhöfe, Weiden, Felder und auch Menschen, die auf ihrem Land arbeiteten. Ein wenig vorwurfsvoll dachte sie daran, daß sie ihren Onkel einfach nicht informiert hatte. Das hätte sie an sich tun sollen, denn sie wußte nie, womit er gerade beschäftigt war. Zudem hoffte sie, daß er sich nicht schon nach London abgesetzt hatte, um seine Forschungen auszuwerten.

Das schlechte Gewissen nagte in ihr, und es wurde immer stärker, während sie weiter in den allmählich schwindenden Tag hineinfuhr und zuschaute, wie die Sonne am Horizont langsam verschwand, wobei sie die sie umgebenden Wolken dunkelrot färbte, so daß es einer der prachtvollsten Sonnenuntergänge war, die Lydia je erlebt hatte.

Dieses Naturschauspiel lenkte sie von den eigentlichen Problemen ab. Sie konnte ihren Blick nicht mehr von dem Himmel lösen, zudem hatte sie das Gefühl, genau hineinzufahren.

Lydia Barrows hatte zwar alles gut berechnet, dennoch nicht gut genug. Die Zeit rann ihr nämlich unter den Fingern weg. Sie hatte vorgehabt, ihr Ziel noch vor der einbrechenden Dunkelheit zu erreichen, das war nicht mehr der Fall. Wenn sie in Blackmoor ankam und sich auf die Suche nach ihrem Onkel machte, würde es längst dunkel sein.

Lydia war ein hübsches Mädchen. Das lange braune Haar hatte sie von ihrer Mutter geerbt. Ihr Gesicht zeigte einen weichen Zug. Die Lippen waren voll und reif, und ihre Augen blickten stets hellwach. Dieser jungen Frau konnte man so leicht kein X für ein U vormachen.

Zudem verspürte sie Hunger. Zwar hatte sie Lebensmittel mitgenommen, doch sie wollte die Konserven nicht öffnen, solange sie noch auf anderem Wege etwas in den Magen bekommen konnte. Dabei dachte sie an einen Gasthof, wo sie anhalten konnte, um eine kurze Pause zu machen. Die bei der letzten Tankstelle hatte ihr nicht gereicht. Die lange Strecke mit dem ungewohnten Wagen zu fahren, war doch anstrengender gewesen, als sie hatte zugeben wollen.

Als sie in den nächsten Ort einfuhr, senkte sie die Geschwindigkeit. Ihre Blicke glitten rechts und links der Straße an den Fassaden der kleinen Häuser entlang, und sie sah auch bald ein Schild, das auf ein Gasthaus hinwies. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen

auf das neben einem Fenster hängende Oval, so daß Lydia den Namen nicht erkennen konnte.

Sie hielt trotzdem.

Als sie ausstieg, blieben einige junge Männer stehen und nickten bewundernd. Lydia trug eine ziemlich enge Hose, die ihre Figur genau nachzeichnete. Die Bluse war lang und weiß. Sie besaß einen weit geschwungenen Schalkragen. Darüber hatte sie eine grüne dünne Jacke gestreift, die zwei gelbe Querstreifen in Schulterhöhe aufwies.

Lydia gehörte zu den Frauen, die auch in Gaststätten gingen. Das war noch immer ein wenig verpönt. Eine alleinstehende Frau ging nicht in ein Lokal, vor allen Dingen nicht in den kleinen Orten, wo die alten Gebräuche noch fester verwurzelt waren.

Als sie die Tür aufstieß und eintrat, drehten sich ihr prompt zahlreiche Köpfe zu, und in die Blicke der männlichen Gäste trat eine gewisse Überraschung. Einige Dorfbewohner hatten sich versammelt, um einen Feierabendschluck zu nehmen. Sie waren fast konsterniert, als sie die Frau sahen, die ihnen einen fröhlichen Guten Abend wünschte.

Selbst der Wirt erwiderte den Gruß nicht. Wie die anderen schaute auch er sprachlos zu, wie sich Lydia einen Tisch am Fenster aussuchte und vor ihm Platz nahm.

Durch die Scheibe fiel ein Restlicht der versinkenden Sonne und malte einen breiten Streifen auf den runden Tisch.

»He, bediene die Lady mal«, sagte ein Mann an der Theke und nickte Lydia grinsend zu. Er sah aus wie der große Dorf-Casanova, doch die junge Frau nahm ihn überhaupt nicht zur Kenntnis.

Sie bestellte sich ein Ale und etwas zu essen. Schinken, Eier, dazu Kartoffeln, das hatte der Wirt anzubieten.

Lange brauchte sie nicht zu warten. Das Gericht dampfte noch in der Pfanne. Sie bekam einen großen Teller und begann zu essen. Hin und wieder trank sie von dem dunklen Bier. Die Gäste hatten sich inzwischen an die Anwesenheit der Frau gewöhnt und gingen ihrem üblichen Dorfklatsch nach.

Lydia aß ziemlich schnell. Sie schaffte die Portion aber nicht. Als sie den Teller zur Seite schob, kam der Wirt an ihren Tisch. Er wollte wissen, ob es nicht geschmeckt habe.

»Doch, doch, aber es war zuviel.«

»Sie kommen aus der Stadt, nicht?«

»Sieht man das?«

»Klar, Miß. Das merkt man auch. Hier essen die Leute größere Portionen. Muß wohl irgendwie mit der Arbeit zusammenhängen.«

»Kann sein«, erwiderte Lydia und schaute zu, wie der Wirt den Teller und die Pfanne hochnahm. »Eine Frage hätte ich noch. Sagen Sie mal, ist es eigentlich weit bis Blackmoor?«

Fast wäre dem Mann das Geschirr vom Unterarm gerutscht. »Wie?« fragte er, »Sie wollen nach Blackmoor?«

»Ja. Ist das so ungewöhnlich?«

»Und wie, Miß. Blackmoor liegt doch am Ende der Welt. Wir hier sind sozusagen die letzte Bastion der Zivilisation. Dahinter ist nur Sumpf und Moor. Alles verdammt menschenfeindlich.«

»Aber nicht ohne Reiz.«

»Das sagen Sie!«

»Ich werde es mir auf jeden Fall ansehen.«

Der Wirt legte seine breite Stirn in Falten. »Sie werden es vor der Dunkelheit nicht mehr schaffen, Miß. Ich weiß nicht, ob sie schon im Finstern durch ein Moor gefahren sind. Ein Vergnügen ist das nicht, kann ich Ihnen sagen.«

»Da gibt es doch eine Straße!« warf Lydia ein.

»Klar gibt es die. Das heißt, Straße können Sie dazu nicht sagen. Ist mehr ein matschiger Feldweg.« Er schaute zur Tür hin. »Was haben Sie überhaupt für einen Wagen?«

»Einen Wildcat.«

»Kenne ich nicht.«

»Ist ein Geländewagen!« rief jemand von der Theke her, denn dort bekamen die Männer den Dialog der beiden mit.

»Na ja«, sagte der Wirt, »damit kommen Sie vielleicht durch. Bleibt immer noch die Finsternis.«

Lydia lächelte. »Das Auto hat Scheinwerfer.«

»Die nutzen Ihnen nicht viel. Übernachten Sie lieber hier und fahren Sie erst morgen nach Blackmoor. Das ist sicherlich besser.«

»Danke für den Rat, aber ich werde mich schon zurechtfinden. Die fünfzehn Meilen packe ich noch.«

»Wie Sie wollen, Miß. Sagen Sie hinterher nur nicht, daß ich Sie nicht gewarnt hätte.«

»Wieviel habe ich zu zahlen?«

Der Wirt nannte den Betrag.

Lydia Barrows legte noch ein Trinkgeld hinzu. »Für Ihre Warnungen, Mister.«

»Oh, das wäre aber nicht nötig gewesen.« Der Wirt sah so aus, als wollte er noch etwas sagen, verkniff sich die Bemerkung jedoch. Er hatte inzwischen festgestellt, daß er die Frau doch nicht umstimmen konnte. Die hatte einen Dickkopf.

Lydia Barrows verließ die Gaststätte und sah schon die langen Schatten der Dämmerung, die dem Ort einen völlig anderen Anstrich gaben. Die Häuser verschwammen irgendwie. Zwischenräume wurden verkürzt, es gab nur noch wenige Flecken, die hell waren.

Lydia startete. Sie schaltete auch das Licht ein, und einige Minuten später, als sie das Dorf hinter sich gelassen hatte, tanzten die hellen

Scheinwerfer über einen Weg, der immer mehr Sumpfcharakter annahm, allerdings noch gut zu befahren war. Sie war von der normalen Straße abgebogen, weil sie einem Hinweisschild nach Blackmoor gefolgt war.

Obwohl sie sich in der Gaststube noch ziemlich optimistisch gezeigt hatte, blieb ein unruhiges Gefühl. Die Warnungen des Wirts waren doch nicht so wirkungslos verpufft, zudem trug auch die Gegend die Schuld daran, daß sie immer daran denken mußte.

Sie wurde immer unheimlicher.

Je mehr die Dunkelheit zunahm, um so weniger sah Lydia von der Landschaft. Da waren plötzlich gewaltige Schatten, die alles umarmten. Von den Bäumen oder Büschen, die auf dem Moor wuchsen, war nichts mehr zu sehen, dafür entdeckte sie andere Dinge. Tanzende Gestalten, die aussahen wie Menschen und sich erst bei näherem Hinsehen auflösten, so daß Lydia merkte, es hier mit Nebelschwaden zu tun zu haben, die lautlos über das Moor strichen.

Lydia war eine Frau, die einen Sinn für die Realitäten des Lebens besaß. Das mußte sie ganz einfach bei ihrem Job. Unheimliche Dinge waren ihr fremd. Sie glaubte nicht an Geister, nicht an Dämonen und auch nicht an die Interpretation der Irrlichter, daß es die Geister der im Moor verschwundenen Toten waren, denn sie sah die Lichter, die hin und wieder über die dunkle Fläche tanzten.

Wie kleine Raketen kamen sie ihr vor, die im Nichts starteten und einen Zickzack-Kurs einnahmen, bevor sie wieder erlöschten.

In dieser Gegend also fühlte sich ihr Onkel wohl. Davon hatte er in seinen Briefen immer geschwärmt. Begreifen konnte Lydia das nicht so recht, redete sich allerdings ein, daß wohl alles nur Gewohnheitssache war. Wenn sie sich länger im Moor aufhielt, würde sie sicherlich Gefallen daran finden.

Der Wagen spielte gut mit. Lydia hatte sich auch an die ungewohnte Schaltung gewöhnt, so daß sie alle Hindernisse, die sich ihr in den Weg stellten, mit Bravour nahm.

Wie eine dunkle Schlange ringelte sich der Weg durch den Sumpf. Manchmal war er zugewachsen, dann wiederum hatte man ihn durch Bohlen verstärkt, so daß der Wagen nicht einsackte.

Inzwischen zeigte sich auch der Mond.

Rechts von Lydia Barrows stand er. Der Erdtrabant erinnerte sie an eine flache Zitronenscheibe, die jemand mit einem großen Pinsel an den Himmel gemalt hatte.

Und noch etwas sah sie, wenn sie in Richtung des Mondes schaute. Davor, jedoch in Sumpfhöhe, stand eine Ruine.

Sie erinnerte sich, daß ihr Onkel davon einmal geschrieben hatte. Es war ein altes Schloß, vor Jahrhunderten schon ausgebrannt, und es hatte mal einem Hexenjäger gehört.

So schrieb es die Geschichte.

Und die Geschichte schrieb weiter, daß in dieser Gegend ungeheuerliche Bluttaten geschehen waren. Der Hexenjäger war bekannt für seine grausamen Foltermethoden, er tötete zumeist mit seiner Peitsche. Ihr hatten die Hexen nichts entgegenzusetzen. Wie viele unschuldige Menschen er damit umgebracht hatte, daran wollte Lydia erst gar nicht denken. Noch heute sprachen die Menschen von dem geheimnisvollen Hexenwürger, und sie redeten auch von seiner Rückkehr, denn normalerweise sollte er gar nicht richtig umgekommen sein. Das wußte sie von ihrem Onkel.

Schauermärchen. Wer glaubte schon daran? Lydia Barrows jedenfalls nicht. Und auch nicht ihr Onkel. Sonst hätte er es nicht so lange im Moor aushalten können.

Sicher, die Stimmung war unheimlich, und wenn man sich so ganz in die herrschende Atmosphäre hineinversetzte, konnten einem schon seltsame Gedanken kommen.

Lydia hatte keine Zeit dafür. Sie mußte zu sehr auf die Strecke achten, denn sie wollte keinesfalls in die Gefahr geraten, vom Weg abzukommen und rechts oder links im tiefen Schlamm zu landen, denn da wäre sie auch mit ihrem Geländewagen kaum herausgekommen.

Hoffentlich befand sich ihr Onkel auch in Blackmoor. Er konnte manchmal sehr seltsam sein. Wenn es ihn packte, verzichtete er auf jegliche Zivilisation, übernachtete im Moor und ging völlig in seiner Arbeit auf.

Die Strecke wurde schlechter. Es gab zahlreiche Wellen im Boden, über die der Wildcat schaukelte. Hin und wieder kratzten die Zweige an den Weg heranwachsender Büsche über die Karosserie des Geländewagens. Auch peitschten sie gegen die Frontscheibe, die diese Schläge allerdings aushielt.

Das Moor lag schweigend. Jetzt war der Mond voll aufgegangen. Er schickte sein fahles Licht auf die Erde, und der silbrige Schein glitt lautlos in jede Spalte oder Rinne des Moors.

An den fauligen Geruch hatte sich Lydia inzwischen gewöhnt. Er gehörte eben dazu.

Geisterhaft tanzten und bewegten sich die Nebelschwaden innerhalb des Lichtteppichs. Der Wind trieb sie von beiden Seiten auf den Weg, formte sie zu Figuren, um sie dann zu flatterhaften Gebilden wieder auseinanderzutreiben.

Die Fahrt im 10-Meilen-Tempo war anstrengend.

Nach einer weit geschwungenen Rechtskurve hatte die junge Frau das Gefühl, direkt in das schwarze Moor hineinzufahren. Zuerst bekam sie Angst, sie glaubte daran, daß die Räder es nicht packen würden, doch wenn sie einmal steckenblieb und vorsichtig mit dem Gas spielte,

kam sie immer frei.

Bis sie den Schlag an ihrer Kühlerhaube spürte. Der Wagen wurde durchgerüttelt. Lydia war irgendwo gegen gefahren, hatte allerdings nicht genau mitbekommen, um was es sich dabei handelte, denn ihr Blick war für eine Sekunde abgeschweift.

Jetzt durchfuhr sie der heiße Schreck, und sie trat automatisch auf das Bremspedal.

Der Wagen stand.

Zudem hatte sich Lydia so erschreckt, daß sie den Motor abwürgte. Kein Geräusch unterbrach mehr die Stille.

Die Ruhe war ihr unheimlich.

Lydia blieb sitzen, obwohl sie am liebsten den Zündschlüssel wieder herumgedreht hätte, um den Motor zu starten. Sie konnte es einfach nicht, denn sie wollte wissen, was da gegen das Vorderteil des Wagens geschlagen war.

Ihre Hände lagen am Lenkrad. Sie spürte den Schweiß auf ihren Handflächen. Im Gegensatz dazu wurde ihr Mund pulvertrocken. Der Speichel schien zu Staub zu werden.

Ein paarmal hustete sie durch.

Das Auto wurde von den Dunstschleiern umweht. Sie erinnerten Lydia Barrows an lange Fahnen, die unsichtbare Hände lautlos voranschoben und die auch träge über den parkenden Wagen strichen. Der Blick der Fahrerin war starr nach vorn gerichtet. Sie versuchte, über die Kühlerhaube zu schauen und die Ursache für den Zusammenstoß zu finden. Leider war ihr Blickwinkel zu ungünstig, so daß sie sich aufseufzend und ein wenig enttäuscht zurücklehnte.

Bisher hatte ihr die Fahrt in den Sumpf nichts ausgemacht. Nun aber spürte sie die Furcht. Sie traute sich nicht, den Wagen zu verlassen, obwohl es nicht lebensgefährlich war, denn die Bohlen besaßen eine genügende Breite.

Schließlich gab sie sich einen Ruck und machte sich durch Worte selbst Mut.

»So geht das nicht weiter«, murmelte sie. »Nein, so nicht.«

Sie öffnete die Tür an der Fahrerseite und spürte die kühle Luft, die in das Innere des Wagens drang. Auch die Nebelschleier fanden ihren Weg und legten sich wie feuchte Tücher auf ihre Haut.

Die junge Frau atmete tief durch. Sie drehte sich nach rechts, schwang die Beine aus dem Wildcat, fühlte unter den Sohlen der Schuhe den weichen Boden und hatte für einen Moment Angst, einzusinken. Die Angst verging, als sie feststellte, daß der Untergrund sie trug.

Lydia ging ein paar Schritte vor.

Sie hatte die Kühlerschnauze schnell erreicht, schaute nach links und wollte sehen, gegen was sie da gefahren war, als sie plötzlich etwas

hörte.

Gesang…

Zuerst glaubte sie an einen Irrtum. Wer schlich hier nachts durch den Sumpf und sang ein Lied? Das mußte eine Täuschung sein. Lydia schüttelte den Kopf, sie lauschte weiter und hörte tatsächlich Stimmen, die sich zu einem Singsang vereinigten.

Es war kein normales Singen, sondern ein seltsames. Sie hatte es mal in einem Film gehört, der in einem Spukschloß spielte. Dort kamen Geister und sangen ebenfalls.

Hier war es gleich…

Sie schaute in die Richtung, aus der die Geräusche gekommen waren.

Viel sah sie nicht. Träge wallte der Nebel. Er schien mit seinen Enden an der schwarzen Fläche festzukleben.

Lydia schluckte.

Noch immer spürte sie den Schweiß auf der Stirn. Ihr Atem ging heftig. Und dann sah sie plötzlich die Bewegung. Zuerst dachte sie, es wären die Nebelschleier, wenig später wurde sie eines besseren belehrt, denn sie vernahm auch Stimmen.

Geisterhaft, unheimlich drangen sie durch die Stille und wurden zum Teil vom Nebel verschluckt. Trotzdem konnte Lydia einige Worte verstehen.

»Die Gräber haben sich geöffnet. Die Zeit der Hexen ist da. Jahrhunderte sind vergangen, doch die Toten konnten nicht ruhen. Nicht ruhen, nicht ruhen…«

Lydia Barrows glaubte, verrückt zu werden. Das war Wahnsinn, was sie da erlebte. Sie schüttelte den Kopf, ging noch einen Schritt näher, bis sie dicht am Rand der Straße stand, und riß die Augen weit auf, um besser sehen zu können.

Sie kamen aus dem Nebel.

Und sie schwebten über dem Moor.

Unheimliche Gestalten, eingehüllt in dunkle Säcke oder Kutten, wobei die Gesichter geisterhaft blaß unter dem Oval der Kapuzen zu sehen waren.

Lebende Tote.

Zombie-Hexen!

Wie festgenagelt stand die junge Frau auf dem Fleck. Ihr Mund bewegte sich, ohne daß ein Wort über ihre Lippen drang. Der Atem ging keuchend, sie ging wieder zurück. Zaudernd, ängstlich und zögernd.

Dabei sah sie nicht, daß sich unter dem Fahrzeug etwas bewegte. Eine Hand kroch hervor und näherte sich unaufhörlich Lydias rechtem Fußknöchel…

***

Für den verletzten Rodney war gesorgt worden. Suko hatte inzwischen auch dessen Nachnamen erfahren.

Spiker hieß er. Rodney Spiker.

Er lag auf einer Kirchenbank, und zwei Frauen kümmerten sich um ihn. In der an die Kirche grenzenden Sakristei hatten sie tatsächlich einen Verbandkasten gefunden. Pflaster, Salben und auch Mullbinden waren in ausreichender Menge vorhanden. Trotzdem gingen die Frauen sparsam mit dem Material um, man wußte ja nicht, was noch alles auf sie zukommen würde.

Die Szene erinnerte Suko an einen Fall, der schon einige Tage zurücklag. Damals waren er und John Sinclair zum erstenmal dem Todesnebel begegnet. Um ihm zu entgehen, hatten sie sich mit den Dorfbewohnern zusammen in einer Kirche versteckt. [3] Dem Todesnebel war es trotzdem gelungen, in die Kirche Einlaß zu finden, was Suko wiederum zu der Aussage veranlaßte, daß sie sich in dieser Kirche hier auch nicht hundertprozentig sicher fühlen konnten. Wobei die Hexen ja schon dafür gesorgt hatten, daß das Kreuz entfernt wurde.

Die Einwohner von Blackmoor hatten Platz in den langen Bankreihen gefunden. Sie hockten darin wie eine Herde ängstlicher Schafe. Ein jeder schaute den anderen fragend an, als könnte er aus dem Gesicht seines Nachbarn die Antwort auf eine Frage erhalten, die alle Versammelten am meisten beschäftigte.

Können wir es schaffen?

Das stand wie ein großes Fragezeichen über ihnen. Konnten sie es tatsächlich schaffen?

Suko war nicht gefragt worden. Keiner traute sich direkt, man warf ihm nur Blicke zu.

Der Inspektor wanderte durch das Kirchenschiff. Er inspizierte es, suchte nach Verstecken und betrat auch die kleine Sakristei, wo das Licht brannte.

Einen weiteren Raum gab es hier nicht. Der Pfarrer wohnte zwar nahe der Kirche, es existierte allerdings keine Verbindung zu seinem Haus. Suko schob einen schmalen Holztisch zur Seite und blieb vor einem hohen Sakristeifenster stehen. Durch die Scheibe schaute er nach draußen in die Dunkelheit. Er hörte zwar nicht, er sah sie nur.

Hin und wieder huschten sie am Fenster vorbei. Da glichen sie feurigen Kometen, wenn sie ihre Hexenkräfte ausspielten, und sie waren auch im Nu verschwunden, Noch konnte Suko die Kirche mit einer Festung vergleichen. Er fragte sich dennoch, wie lange sie halten würde. Als er hinter sich Schritte vernahm, drehte er sich um.

Der alte Spiker kam. Ein kleiner Mensch, jedoch voller Energie steckend. »Nun, wie sieht es aus?«

Suko schaute den Alten an. »Es geht.«

»Wir sitzen tief drin, nicht?«
»Noch tiefer.«
Spiker nickte. »Es ist der verdammte Fluch, der über Blackmoor liegt. Die ganze Gegend ist verseucht, grauenhaft, das können Sie mir glauben. Wir werden die Vergangenheit einfach nicht los. Das Erbe des Hexenjägers verfolgt uns.«
»Wobei Sie sich nicht dagegen gewehrt haben?« stellte Suko fest.
Spiker schaute ihn an. Nach einer Weile nickte er. »Ja, Sir, das stimmt. Wir haben uns nicht dagegen gewehrt.«
»Und weshalb nicht?«
Spiker hob die Schultern. »Keine Ahnung. Wir haben es einfach hingenommen. Es hat uns getroffen, und damit finden wir uns ab. Hier gehen die Uhren eben anders als bei Ihnen in der Stadt, Sir. Wir leben nicht nur in der Natur, sondern auch mit der Natur. Und zwar in allen Konsequenzen. Das Moor, wissen Sie, verbirgt seine schaurigen Geheimnisse. Unter der dunklen Oberfläche ist das Grauen zu Hause. Da lauert es, da will es an die Oberfläche.«
»Was lauert da?«
Spiker gab noch keine Antwort. Statt dessen bückte er sich und öffnete eine Schranktür. Er holte eine Flasche mit Meßwein und zwei Gläser hervor. »Einen Schluck können wir vertragen«, erklärte er, wobei er die Flasche auf den Tisch stellte, den Suko zur Seite geschoben hatte.
»Für mich nicht.«
»Aber ich…«
»Sicher, trinken Sie nur.«
Spiker zog den Korken aus der Öffnung und schenkte das Glas fast bis zum Rand voll. Er nahm einen tiefen Schluck. Auf seinem Gesicht ging dabei die Sonne auf. »Das tat gut«, flüsterte er, als er das Glas absetzte.
»Sagen Sie mir, was da lauert!« verlangte Suko.
»Ich weiß es selbst nicht genau«, erklärte der Alte. »Aber man spricht da von geheimnisvollen Zombie-Hexen, die gar nicht tot sind, sondern eigentlich nur schlafen.«
»Sie sollen wach werden?«
»Ja. In einer alten Chronik habe ich mal folgenden Satz gelesen. Flieh, wenn sich die Gräber öffnen, und damit, so glaube ich, sind die Gräber im Moor gemeint.«
»Wirklich?«
»Ja, Sir.«
Suko trat wieder an das Fenster und schaute hinaus. Von Zombie-Hexen hatte der Mann gesprochen. Von Wesen, die vor Jahrhunderten im Moor versunken waren und darauf lauerten, wieder dem Sumpf entsteigen zu können. Verdammt, wenn das stimmte, dann

vergrößerte sich die Gefahr, das Grauen wuchs, wurde so immens groß, daß Suko kaum eine Chance sah, noch etwas zu retten. Wenn sich die Zombies mit den zurückverwandelten Hexen im Dorf zusammentaten, konnte dies zu einem Chaos führen, in dem die Menschen untergingen.

Scharf drehte er sich um.

Der Alte stand mit dem Weinglas in der Hand da und schaute ihn an. »Und Sie haben sich nicht getäuscht?« fragte Suko.

»Nein!«

»Können Sie mit einer ungefähren Zahl dienen?« wollte Suko wissen.

»Tut mir leid. Niemand weiß, wie viele Hexen im Moor versunken sind. Außerdem ist es sehr lange her, müssen Sie wissen, und die Angaben waren auch nur unvollständig.«

»Weshalb wurde Bing Cordtland getötet?«

»Er wollte es so.«

»Mason?«

»Ja. Ein Opfer für ihn. Damit er sieht, daß wir auch auf seiner Seite stehen.«

Suko runzelte die Stirn. »Sie haben alle mitgemacht«, murmelte er. »Verdammt, schämen Sie sich eigentlich nicht? Ihr seid für den Tod dieses Mannes verantwortlich.«

Spiker leerte sein Glas und verteidigte sich. »Was hätten wir denn machen sollen? Wäre das nicht geschehen, wären wix ja noch schutzloser. So können wir wenigstens auf Mason Cordtland vertrauen.«

»Lachhaft«, erklärte Suko. »Wo ist er denn, euer Mason Cordtland? Nirgendwo. Er läßt sich ja nicht blicken. Ihn könnt ihr abschreiben. Wenn ihr jemandem vertrauen wollt, dann vertraut euch, eurer Kraft und vielleicht auch John Sinclair und mir.«

»Können Sie es denn schaffen, Sir?«

Suko lächelte, als er das Vertrauen sah, das der Mann in seinen Blick gelegt hatte. »Ich weiß es nicht, Mr. Spiker. Wir werden aber alles tun, um die Gefahr abzuwenden.«

»Da helfe ich Ihnen.«

»Wenn es den Hexen allerdings gelingt, die Kirche zu stürmen, sind wir verloren.«

Die Worte schockten den Mann. Er senkte den Blick, atmete tief ein und hob die Schultern. »Wahrscheinlich soll es so sein. Die Vergangenheit holt uns ein, der Fluch ist nicht zu stoppen.«

»Erst einmal abwarten«, erklärte Suko und deutete auf die Tür. »Wir gehen wieder zu den anderen.«

»Eine Frage hätte ich noch.«

»Bitte.«

»Die Sache mit der Ratte vorhin. Das kann doch jedem von uns

passieren, nicht wahr?«

»Schon, wenn wir nicht achtgeben. Die Hexen besitzen Kraft. Magische Kraft, meinetwegen auch Zauberkraft. So ist das nun einmal. Hier werden schaurige Märchen leider zu einer traurigen Tatsache, Mr. Spiker«, erklärte Suko.

Der Alte schüttelte sich. Suko sah die Gänsehaut auf seinem Gesicht. »Vielleicht halten sie die Mauern der dicken Kirche trotzdem noch ab«, flüsterte er.

»Ja, vielleicht.«

»Wollen Sie den anderen das gleiche sagen wie mir?«

Der Chinese schüttelte den Kopf. »Nein, Mr. Spiker. Da brauchen Sie keine Sorge zu haben.«

Er atmete beruhigt aus und schlug ein Kreuzzeichen.

Der Alte ging wieder mit Suko zurück in die Kirche. Das Innere des Kirchenschiffes bot ein düsteres Bild. Da keine Lampen brannten, waren die Gestalten nur schemenhaft zu erkennen. Die Frauen saßen in den Bänken, ihre Rücken waren gebeugt, die Hände hatten sie zum Gebet ineinanderverkrampft. Manche Lippen zuckten. Die Frauen beteten leise. Niemand sollte sie hören, nur ein zischendes Flüstern wehte durch das Kirchenschiff.

Bis auf den Verletzten standen alle Männer außerhalb der Bänke. Ihre Blicke richteten sich auf die Seitenwände der Kirche, wo sich auch die Fenster befanden.

Hindurchschauen konnte niemand. Das Glas war dunkel, zum Teil auch bunt eingefärbt. Jedes Fenster kam dem Betrachter wie ein kleines Mosaik vor, ein Kunstwerk. Niemand hatte einen Blick dafür.

Suko und Spiker wurden beobachtet, als sie durch die Kirche liefen. Nur ihre Schritte waren zu hören. Sie wurden von den kahlen Wänden als Echo zurückgeworfen.

Der Inspektor wollte sich den Verletzten anschauen. Neben ihm kniete er nieder.

Rodney lag auf einer Bank. Er war bei Bewußtsein, hatte jedoch Schmerzen, denn sein Gesicht war verzogen. An einer Hälfte war er verpflastert und verbunden.

Suko nickte ihm zu. »Wie geht es Ihnen?« fragte er.

»Mies.«

»Es kommt schon wieder in Ordnung. «

»Sind Sie schon mal von einer Ratte gebissen worden?«

»Ja, leider.«

»Dann können Sie es ja nachfühlen. Verdammt, wenn ich diese Hexenweiber erwische, werde ich…«

»Gar nichts tun«, sagte Suko. »Sie sind verletzt. Überlassen Sie alles andere uns.«

»Aber ich kann doch kämpfen!«

»Womit?«

Da schlug der Mann mit seiner flachen Hand auf den Oberschenkel. »Ach verdammt, Sie haben ja so recht. Womit kann ich schon gegen die Brut angehen? Mit nichts, verflucht, mit gar nichts.« Er schickte noch einen Fluch hinterher.

»Sie sind in der Kirche, Rod«, erklärte Suko. »Da sollten Sie das Fluchen lassen.«

»Ja, schon gut.«

Der Inspektor stand wieder auf. Die anderen hatten ihn umkreist, und Suko schaute in die ängstlichen und fragenden Gesichter der Dorfbewohner.

»Ich kann euch keine Patentlösung geben«, erklärte er ehrlich. »Wir müssen abwarten.«

»Auf was?« fragte jemand laut. »Darauf, daß sie uns alle umbringen?«

»Beten Sie, daß es nicht soweit kommt.«

»Und was machen Sie? Sie sind doch der einzige, der Waffen besitzt. Sie müssen sie einsetzen, Sie…«

»Ich werde einen Blick nach draußen werfen«, erwiderte der Inspektor.

»Sie wollen…«

»Nur schauen, Sir. Bitte, lassen Sie mich durch!« Suko drängte sich an den Leuten vorbei, wandte sich nach links und ging in Richtung Tür. Sein Gesicht war unbewegt. Er wußte selbst, welch eine schwere Aufgabe er da übernommen hatte. Wenn er nicht achtgab und eine Hexe in die Kirche eindrang, würden andere folgen.

Bevor er die Tür öffnete, bedeutete er den anderen, zurückzubleiben. Das taten sie nur ungern, doch der Inspektor ließ keinerlei Proteste zu. Er legte seine Hand auf die Klinke, drückte sie nach unten und zog die Tür vorsichtig auf.

Kühle Luft traf ihn, und er schaute direkt in die Dunkelheit hinein. Hexen konnte er noch nicht sehen, weder Vögel noch normale Gestalten. Vor der Kirche lauerte eine nahezu trügerische Ruhe, die sich aber sehr schnell in ein Chaos verwandeln konnte.

Suko vergrößerte den Spalt. Jetzt konnte er mehr erkennen, er sah wieder die Bäume und plötzlich löste sich aus dem Schatten eines Baumstamms eine Gestalt. Sie huschte quer über den Kirchvorplatz. Suko hätte jetzt die Chance gehabt, die Hexe zu vernichten. Er ließ es bleiben, denn diese Gestalt machte nur den Anfang, andere folgten und gerieten dabei in eine regelrechte Raserei.

Nichts hielt sie mehr.

Sie sprangen von den Ästen, jagten raketengleich durch die Luft, stießen ein gellendes, geiferndes Gelächter aus, und Suko bekam auf einmal einen schrecklichen Verdacht, der sich wenig später schon bestätigte.

Für die Hexen war die Stunde der Wahrheit gekommen.
Plötzlich stimmten sie ein unheimliches Geschrei an. Zuerst konnte Suko nichts verstehen, dann aber kristallisierte sich ein einziges Wort aus dem Schreien hervor.
Wikka!
Sie war da und sammelte ihre Dienerinnen.
Rasch zog sich der Chinese zurück. Er rammte die Tür zu. Als er sich umdrehte und die anderen Menschen anschaute, war sein Gesicht mit dem eines Zombies zu vergleichen.
So bleich…

***

Es war klar, daß der Hexenwürger um den Stein kämpfen würde. Schließlich hatte er zu lange auf ihn gewartet, und er setzte die Waffe ein, die er am besten beherrschte.
Seine Peitsche!
Aus dem Handgelenk schlug er zu. Die drei Riemen pfiffen von unten nach oben auf mich zu. Gleichzeitig streckte er seinen rechten Arm, und er erwischte mich auch.
Zwar nahm ich den Kopf noch zur Seite, weil ich mein Gesicht schützen wollte, ein äußerer Riemen klatschte trotzdem gegen meine linke Wange. Es war ein ziehender, durch meinen Kopf zuckender Schmerz, wobei ich spürte, daß die Haut aufplatzte.
Ich mußte zurückweichen.
Der Hexenwürger lachte. Er sah sich bereits auf der Siegerstraße, und er schlug wieder zu.
Diesmal viel härter und wuchtiger. Ich allerdings war auf diesen Schlag vorbereitet, tauchte zur Seite, und diesmal fehlten die drei Riemen. Sie hieben mit einem klatschenden Laut gegen die Wand. Ich wollte noch zuschnappen, doch der Hexenwürger zog sie so rasch zur Seite, daß ich ins Leere griff.
Meine Waffe setzte ich bewußt nicht ein. Mason Cordtland konnte ich zwar als meinen Feind bezeichnen, gleichzeitig war er ein Gegner der Hexen, dies wiederum gab uns eine gemeinsame Plattform, und so wollte ich, daß er am Leben blieb.
Das Kreuz half mir im Moment auch nicht. Seine Kräfte waren durch die des Steins neutralisiert worden. Ich hatte diese Art von Magie ja nicht zum erstenmal erlebt, und gerade der Stein war für Mason Cordtland am wichtigsten.
Als er sah, daß ich an die Wand gekracht war, vergaß er mich, und dachte nur noch an seinen Erfolg. Er sprang vor, um mit der freien Hand den Stein an sich zu nehmen.
Zu mächtig wollte ich ihn auch nicht machen. Seinen Sprung bekam ich mit und reagierte entsprechend.

Als er sich in Bewegung befand, stieß auch ich mich ab. Und ich setzte viel Kraft hinter meine Aktion. Man hätte meine Reaktion schon filmen können, so gut gelang sie mir. Dicht an der Schale vorbei wischte ich und prallte genau in dem Augenblick gegen den Hexenwürger, als sich dessen Hand nach dem Stein ausstreckte.

Er bekam ihn nicht, seine Finger rutschten ab, ich hörte noch den wütenden Schrei, dann fielen wir beide nach hinten und knallten zu Boden, wobei ich es besser hatte, denn mein Gegner kam unter mir zu liegen.

Ein erster Pluspunkt.

Mit der Faust schlug ich zu.

Ich hörte ihn knurren, als mein Treffer in seinem Gesicht landete. Ihm aber gelang es, seine Knie anzuziehen und mir in den Leib zu stoßen. Plötzlich wurde mir die Luft genommen. Ich konnte den Griff auch nicht mehr halten, lockerte ihn zwangsläufig und schüttelte den Kopf, als ich nach hinten gedrückt wurde.

Wie gut er seine Peitsche beherrschte, bemerkte ich ihm nächsten Augenblick, als die drei Riemen, kurz geschlagen, wieder auf meinen Hals zielten.

Diesmal hatte er Glück.

So schnell, wie sie sich um meine Kehle wickelten, kam ich nicht weg. Im Nu wurde mir die Luft abgeschnürt, wobei Cordtland in die Höhe sprang, den Griff nicht losließ und mich auf die Beine ziehen wollte.

Ich folgte der Bewegung, denn wenn ich selbst nachgab, würde es ihm nicht so leicht gelingen, mich zu erwürgen. Trotzdem befand ich mich in einer verfluchten Lage.

Der Kerl beherrschte seine Peitsche meisterhaft, und als lebender Toter besaß er die Kraft der Hölle. Er wollte mich zu sich heranziehen. Das ließ ich auch zu, stolperte dabei und hob gleichzeitig meine Arme, um die Riemen, die um meine Kehle lagen, zu lösen.

Sie schnürten verdammt tief ins Fleisch. Luft bekam ich keine mehr, es war ein verzweifeltes Ringen, und als ich gegen den Hexenwürger prallte, da hatte ich erst einen Riemen gelöst. Wir taumelten beide zurück. Mein Gegner war der erste, der mit dem Rücken gegen die Wand hieb und seinen Kopf vorstieß.

Ich rammte das Knie hoch.

Es war ein Volltreffer. Einen Schrei hörte ich nicht. Dieser Untote steckte alles weg. Der gelöste Riemen baumelte an meiner rechten Schulter nach unten, und während Cordtland für einen Moment mit sich selbst beschäftigt war, versuchte ich auch die beiden anderen Würgeschnüre zu lösen.

Es wurde allmählich Zeit, daß ich wieder Luft bekam, denn die Riemen drückten gefährlich tief in mein Fleisch am Hals und sperrten

mir jegliche Zufuhr von Sauerstoff.

Ich zerrte so heftig, daß mir etwas gelang, womit ich eigentlich nicht gerechnet hatte. Durch den plötzlichen Ruck riß ich den Hexenwürger die Peitsche aus den Fingern. Als Folge des Schwungs knallte mir der Griff gegen den Körper, und bevor mein Gegner es noch richtig begriff, lief ich schon zurück und damit aus seiner Reichweite.

Jetzt konnte ich die Riemen von der Kehle lösen.

Luft!

Endlich.

Ich saugte sie tief in meine Lungenflügel und sah mich direkt in Gefahr, denn der andere griff wieder an. Aufgeben kannte er nicht. Ein wilder Fluch entrang sich seiner Kehle, als er sich auf mich stürzte. Nur mich, den Feind, sah er, den Stein hatte er zum Glück vergessen.

Diesmal allerdings hatte ich die Peitsche. Und ich konnte mit so einer Waffe umgehen, schließlich hatte ich lange genug mit der Dämonenpeitsche geübt.

Diesmal schlug ich.

Den drei Riemen konnte er nicht mehr ausweichen. Cordtland stolperte direkt hinein. Er wurde erfaßt und herumgeschleudert, wobei er gegen die in der Mitte des Turmzimmers stehende Schale prallte und blitzschnell noch nach dem Stein griff.

Ich zog.

Wieder faßte er ins Leere, denn die Gewalt des plötzlichen Rucks schleuderte ihn herum. Er konnte sich auch nicht mehr auf den Beinen halten, fiel zu Boden, machte eine Rolle und fesselte sich durch die Bewegung noch mehr.

Zu spät bemerkte ich, daß es eine Taktik gewesen war. Sein linker Arm geriet gefährlich nahe an meinen Fußknöchel. Die Hand griff sofort zu. Kaum spürte ich den Druck, als ich bereits von den Beinen geholt wurde. Ich wäre verdammt hart auf den Rücken gefallen. Im letzten Augenblick ließ ich den Griff der Peitsche los, bekam die rechte Hand frei und stützte mich am Rand der Schale ab.

So hielt ich mich einigermaßen und hörte Mason Cordtland lachen. Beim Kampf ging es nur um den Stein. Und plötzlich, während ich noch in der Schräglage hing, hatte ich eine fantastische Idee. Ich wuchtete mich wieder hoch, schnappte mir den Stein, torkelte ein paar Schritte vor und schleuderte den Hexenstein, so weit es ging, aus dem Fenster in die Schwärze der Nacht.

Für einen Moment konnte ich seinen Weg noch verfolgen. Ich sah ein grünes Leuchten, das verschwand, als der Stein aus meinem Blickwinkel geriet.

Jetzt würde es sich zeigen, wie der Hexenwürger reagierte.

Zunächst einmal blieb er liegen. Aus der Peitsche hatte er sich gewickelt, hielt sie wieder fest, starrte mich an und kam langsam auf

die Füße. Seine Bewegungen wirkten eckig.

Er schaute zum Fenster, drehte den Kopf und stierte mich aus fast farblosen Augen an. »Verdammt!« keuchte er, »was hast du getan, du Idiot? Du Mistkerl!«

»Er ist weg!« sagte ich.

»Ja!« schrie er. »Der Stein ist weg. Das Moor hat ihn, das Moor wird ihn behalten, aber damit ist die Gefahr nicht gebannt. Du wirst erfahren, daß es ein Fehler gewesen war. Der Hexenstein sollte mir die Kraft geben, er hätte es geschafft, er…«

»Nein!« erwiderte ich hart. »Du wärst mir zu mächtig geworden, Hexenwürger. Du lebst nicht mehr im auslaufenden Mittelalter, sondern in einer anderen Zeit.«

»Das spielt keine Rolle!« Mason Cordtland zitterte. Dies übertrug sich auch auf seine Peitsche, so daß sich deren Riemen bewegten wie drei Schlangen.

»Werde dir endlich darüber klar, daß du nicht in diese Zeit gehörst«, hielt ich ihm wieder entgegen. Du bist ein Relikt aus dem Mittelalter. Du mußt wieder in dein Grab. Ich werde mit den Hexen fertig!«

»Dann schau doch hinaus!« schrie er. »Los, geh an das Fenster und blick in den Sumpf. Dann kannst du genau erkennen, was du angerichtet hast, Geisterjäger.«

Zuerst wollte ich nicht. Aber seine Stimme war so drängend gewesen, daß es mir ratsam erschien, der Aufforderung zu folgen. Vielleicht hatte der Stein wirklich etwas bewegt.

Ich lief zum Fenster. Dabei mußte ich mich etwas recken, um den Sumpf erkennen zu können.

Schwarz hatte ich die Fläche in Erinnerung. Schwarz und von Dunstschleiern umweht. Das war nicht mehr der Fall. Das gesamte Moor schimmerte in einem grünen Ton.

Und nicht nur das. Auch die Oberfläche hatte sich verändert. Sie war nicht mehr düster und schlammig, sondern schien aus grünem Rauchglas zu bestehen, das einen Blick in die unergründlichen Tiefen des Sumpfs freigab ...

***

Sekundenlang war ich regelrecht sprachlos. Damit hätte ich nicht gerechnet. War es doch ein Fehler von mir gewesen, den Hexenstein aus dem Fenster zu schleudern?

Hinter mir hörte ich Cordtlands Schritte und vernahm auch seine Stimme, wobei er eine düstere Prophezeihung aussprach.

»Flieh, wenn sich die Gräber öffnen! So steht es geschrieben, und die Gräber haben sich geöffnet, Geisterjäger. Schau ganz hin.«

Das tat ich auch, konnte jedoch nichts erkennen, sondern sah nur die weite, grüne Fläche.

»Ich sehe nichts.«
»Ja, wer es nicht sehen will, der läßt es auch«, erwiderte der Hexenwürger orakelhaft.
Im Umdrehen fragte ich: »Weshalb gehen wir nicht hinunter und schauen uns die Sache mal aus der Nähe an?«
Seine Augen vereisten. Vielleicht sollte es Erstaunen ausdrücken, ich wußte es nicht. »Du willst dich den Hexen stellen, den lebenden Toten?«
»Das hatte ich vor!«
Da lachte er rauh. »Weißt du eigentlich, von was die sich ernähren, Geisterjäger? Das sind die schlimmsten Hexen, die es je in dieser Gegend gegeben hat. Sie ernähren sich von…«
»Stopp!« rief ich. »Ich kann es mir denken. Du brauchst nicht mehr weiterzureden.«
»Und dennoch willst du in den Sumpf?«
»Ja!«
»Gut, dann geh.«
»Bleibst du hier oben?«
»Nein, ich werde dich begleiten, aber meine Aufgabe liegt im Dorf, nicht nur im Sumpf. Ich hatte mit dem Hexenstein einen magischen Riegel vorschieben wollen, das ist mir nicht gelungen, weil du es zerstört hast. Die Folgen mußt du tragen, und ich schaue zu, wenn dich die Hexen qualvoll töten.«
»Meinetwegen!« Ich nickte und verzog die Lippen zu einem Grinsen. Ohne mich noch weiter um ihn zu kümmern, verließ ich das Turmzimmer und wandte mich der Treppe zu.
Ob er mir folgte oder nicht, war mir egal. Ich würde mich den Zombie-Hexen stellen.
Der Weg nach unten kam mir verdammt lang vor. Vielleicht auch deshalb, weil ich es so eilig hatte. Mittlerweile hatten sich auch die Anstrengungen des Kampfes abgeschwächt. Ich konnte wieder normal durchatmen. Auch das Brennen an meiner Kehle ließ nach.
Unterwegs hielt ich auch Ausschau nach meinen beiden besonderen Freundinnen Wikka und Jane Collins.
Von ihnen sah ich nichts. Ob sie sich ebenfalls im Moor aufhielten und darauf warteten, daß die Hexen zurückkamen?
Alles war möglich, deshalb beschloß ich, doppelt auf der Hut zu sein.
Der grüne Schimmer reichte bis an die alte Ruine. Er überdeckte die Steine und die zerbrochenen Gemäuer mit einem geisterhaft fahlen Schein und hatte den des Mondes längst zurückgedrängt. Als ich nach oben schaute, hatte ich das Gefühl, daß sogar der Erdtrabant eine andere Farbe angenommen hatte.
Auch er schimmerte grün…
»Du kannst jetzt in den Sumpf hineingehen«, erklärte mir der

Hexenwürger.
»Und soll versinken, wie?«
»Es gibt einen Pfad.«
»Wo?«
In seinem Gesicht rührte sich nichts. Er stand da, und der Wind spielte mit seinem halblangen Haar. In der rechten Hand hielt er nach wie vor die Peitsche. Die drei Riemen berührten mit ihren Spitzen den weichen Boden. Mason Cordtland gab ein unheimliches Bild ab. Eine gespenstische Gestalt aus einer längst vergessenen Zeit. Er war zurückgekehrt, aber er paßte nicht in unsere Welt. Die war inzwischen eine andere geworden, das mußte er kapieren.
»Ich werde ihn dir zeigen«, erklärte er. »Du kannst den Weg gehen und gleich sehen. Komm mit!«
Ohne sich um meine Reaktion zu kümmern, ging er an mir vorbei und damit auch vor. Er schaute nicht zurück, ich folgte ihm sowieso, weil ich viel zu neugierig war.
Der Boden wurde immer weicher, so daß ich allmählich das Gefühl bekam, auf einem schwankenden Brett zu gehen. Wollte der Hexenwürger mich vielleicht reinlegen?
Ich blieb stehen.
Er bemerkte es und schaute sich um. »Weshalb gehst du nicht weiter?« fragte er.
»Führst du mich ins Verderben?«
Da lachte er laut. »Verdient hättest du es, Geisterjäger. Das habe ich nicht nötig. Du wirst sowieso dein Leben verlieren, denn die Zombie-Hexen warten nur auf dich.«
»Wo ist der Weg?«
»Wir sind gleich da, nur ein paar Schritte noch. Dann lasse ich dich allein.«
Mir kam es so vor, als habe er in den letzten Minuten seine Meinung geändert. Er schien mich loswerden zu wollen, und ich fragte mich, ob es wirklich richtig war, wenn ich jetzt allein in das Moor hineinschritt oder nicht lieber warten sollte.
»Da!« Der Hexenwürger streckte seinen Arm aus und deutete mit dem Zeigefinger schräg nach unten. »Du kannst genau sehen, wo der Weg anfängt. Gib aber acht, er wird an einigen Stellen sehr schmal. Da mußt du aufpassen…«
»Danke!« Ich schaute über den Sumpf. Es war ein seltsames Bild. Die dunkle Fläche schien zu grünem Glas geschmolzen zu sein und war leicht durchsichtig.
Von Zombie-Hexen war die Rede gewesen. Noch sah ich sie nicht und konnte auch keine Bewegung unter der Oberfläche erkennen, die auf sie hingedeutet hätte.
»Willst du nicht gehen?« fragte mich der Hexenwürger.

»Ich denke noch darüber nach, ob es wirklich besser ist, wenn ich in den Sumpf laufe oder dich nicht lieber in den Ort begleite.«

»Angst?« Seine Stimme klang höhnisch.

Ich stand da, schaute auf den Nebel, der ebenfalls eine grünliche Färbung angenommen hatte, und schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe keine Angst.«

»Weshalb gehst du dann nicht?«

Ich wollte ihm die Antwort geben, kam leider nicht mehr dazu. Etwas geschah, das meinen Vorsatz, nicht zu gehen, radikal über den Haufen warf.

Ich hörte gellende Hilfeschreie!

Schaurig klangen sie über den Sumpf, und mir wurde klar, daß sich ein Mensch in höchster Not befand…

***

Eisenhart griff die Hand zu!

Lydia Barrows hatte nichts gehört und nichts gesehen. Deshalb traf sie die Überraschung so schlimm. Sie schrie auf, als sich die kalte Klaue um ihr Hosenbein spannte und eisern festhielt.

Noch hatte Lydia nicht gesehen, was sie da festhielt. Instinktiv jedoch wollte sie diesem Griff entfliehen, und sie warf dabei ihren Oberkörper nach vorn.

Es war genau die falsche Reaktion.

Die unter dem Wagen lauernde Gestalt hatte auf so etwas nur gewartet. Während sich die Frau nach vorn warf, zog die Klaue sie nach hinten. Das konnte nicht gutgehen und ging auch nicht gut. Lydia schlug noch mit den Armen in der Luft, als sie sich bereits auf dem Weg nach unten befand und im nächsten Augenblick auf den weichen Untergrund klatschte. Plötzlich hörte sie auch das Schmatzen des Wassers, ein Arm war weit vorgestreckt und die flache Hand hieb in ein sich nahe am Wegrand befindliches Wasserloch, so daß die Flüssigkeit in die Höhe spritzte. Die Angst, zu versinken, war schrecklich. Lydia begriff im Moment nicht, daß sie noch auf dem Weg lag, und sie kroch zurück, wobei sie der Gestalt unter dem Wagen mit dieser Bewegung entgegenkam.

Erst als sie merkte, daß die erste Gefahr gebannt war, wurde Lydia bewußt, daß da jemand war, der ihren Knöchel mit hartem Griff umklammert hielt.

Der erste Schreck war allerdings so stark gewesen, daß sie diese Tatsache kaum registrierte und sich herumwarf.

Jetzt konnte sie unter den Wagen schauen.

Im ersten Moment wollte sie nicht glauben, was sich ihren Augen bot. Es war unfaßbar, einfach grauenhaft, aber sie konnte die Realität nicht wegdiskutieren.

Lydia sah die Hand und dahinter, wie eine Fratze aus einem schrecklichen Film, das Gesicht.
Bleich, verzerrt, mit strähnigen Haaren und fast leeren Augenhöhlen.
Eine Zombie-Hexe!
Jetzt riß sie ihr Maul auf. Ein gurgelnder Laut drang dem Mädchen entgegen, zwischendurch ein widerlich anzuhörendes Schmatzen und Knirschen der Zähne.
Jetzt wußte sie, wer da gegen ihren Wagen gelaufen war. Und sie dachte auch an die anderen Gestalten, die fast schwerelos über die dunkle Moorfläche geschwebt waren.
Wieder hörte sie den Singsang!
Er klang jetzt hinter ihr auf. Es war der Gesang lebender Leichen. Melodien, die aus dem Totenreich stammten, und Lydia verging fast vor Angst und Grauen.
»Komm her, mein Täubchen!« kicherte die Gestalt vor ihr. »Komm her, auf so etwas wie dich habe ich gewartet! «
Es waren genau die Worte, die Lydia wieder aufrichteten. Sie überwand ihre Angst innerhalb einer Sekunde, winkelte das freie Bein an und trat wuchtig zu, wobei ihr Körper noch in die Höhe schnellte.
Zum Glück besaß der Wildcat genügend Bodenfreiheit. Lydia hatte also Platz, und sie traf auch das von ihr anvisierte Ziel.
Sie hörte noch das Klatschen, trat noch einmal zu, und sofort löste sich der Druck von ihrem Bein.
Frei!
Rasch zog die junge Frau beide Beine an und bewegte sich auf dem Bauch kriechend aus der unmittelbaren Gefahrenzone und damit dem Wegrand zu.
Kurz bevor sie ihn erreichte, drehte sie sich und kam mit einem Schwung auf die Füße. Wenn es noch eine Chance gab wegzukommen, dann jetzt und nicht zu Fuß, sondern mit ihrem Wagen.
Als sie einsteigen wollte, warf sie einen Blick vor ihre Füße. Die unheimliche Horror-Gestalt kroch unter dem Wildcat hervor. Mit dem Oberkörper hatte sie es fast geschafft, und sie schob sich immer weiter aus der Deckung.
»Bestie!« brüllte Lydia. Sie sprang über die zuschnappende Hand und den sich allmählich aufrichtenden Oberkörper hinweg in den Wagen hinein. Schwer fiel sie auf den Sitz.
Der Zündschlüssel steckte. Lydia bekam ihn zu packen, und sie hoffte, daß ihr nicht das gleiche widerfuhr wie manchen Schauspielerinnen in Gruselfilmen.
Ihr Wagen sprang an. Sehr willig kam der Motor des Daihatsu. Kupplung, Gang, Gas.
Anfahren!
In diesem Augenblick richtete sich das schreckliche Wesen an der

Fahrertür auf. Die Gestalt erschien wie ein Geist. Hände drückten gegen die Scheiben, dazwischen zeichnete sich die schreckliche Fratze ab und verschwand, als der Wagen anfuhr.

Die Räder schleuderten Dreck, Gras und Schlamm hoch und zur Seite, sie wühlten sich vor, und ausgerechnet jetzt mußte wieder ein Gefühl der Panik Lydia überfallen, denn es gelang ihr kaum, mit ihren schweißfeuchten Händen das Lenkrad zu halten. Es schlug von einer Seite auf die andere. Einmal fuhr der Wagen nach rechts, dann wieder nach links, wobei es ihr Glück war, daß sie sich nur im Schritttempo weiterbewegte, sonst wäre sie unweigerlich im Sumpf gelandet und nicht mehr zu retten gewesen.

Lydia Barrows bekam das Fahrzeug endlich wieder unter Kontrolle.

Dann fuhr sie schneller.

Die Lichter der beiden Scheinwerfer tanzten auf und nieder, jede Bodenwelle zeichneten sie nach, und Lydia sah die Umgebung nur verschwommen durch ihren Tränenvorhang.

Etwas fiel ihr trotzdem auf.

Das Moor hatte sich verändert. War es vorhin noch schwarz wie Teer gewesen, so schimmerte es jetzt in einem seltsam dunklen Grün, das trotzdem durchsichtig wie Glas wirkte.

Sie hatte allerdings keine Zeit und auch nicht die Nerven, um rechts und links in das Moor zu schauen. Lydia wollte nur so rasch wie möglich weg.

Sie wußte, daß es nicht mehr allzu weit bis Blackmoor sein konnte. Dort hoffte sie, Schutz und Sicherheit finden zu können. Es war ihr auch gelungen, den Wildcat wieder besser unter Kontrolle zu bekommen. Sie hielt das Lenkrad zudem an den mittleren Speichen, hatte sich auf dem Sitz, so weit es ging, vorgebeugt und starrte durch die Scheibe auf den hüpfenden Lichtteppich.

Bis dieser unterbrochen wurde!

Der gellende Angstschrei der Frau verhallte im Wagen. Als schauriges Echo klang er an ihre Ohren, sie löste die Hände vom Lenkrad und schlug sie vors Gesicht.

Lydia Barrows konnte einfach nicht mehr. Was sie da im Licht der Scheinwerfer gesehen hatte, war nicht nur eine Gestalt, sondern ein halbes Dutzend.

Sie standen vor ihr, und jede von ihnen sah ebenso schrecklich aus wie die, die zuerst aus dem Sumpf gekrochen war.

Vielleicht wäre der Wildcat noch in den Pulk hineingefahren, doch ein Loch im Boden versetzte das Fahrzeug in einen Linksdrall.

Das Fahrzeug fuhr auch weiter, geriet an den Rand des Weges und darüber hinaus.

Plötzlich steckten die beiden Vorderräder im Sumpf. Sie drehten sich noch, wirbelten den zähen Schlamm hoch, bis es einen Ruck gab und

der Wildcat in Höhe der Stoßstangen einsackte.
Jetzt hing Lydia Barrows endgültig fest.
Sie wußte es, wollte es jedoch nicht wahrhaben, saß da, wobei sie die Hände weiterhin gegen ihr Gesicht preßte, um nichts sehen zu müssen. Aus diesem Alptraum jedoch konnte sie nicht erwachen, weil sie sich in der Realität befand.
Die Zombie-Hexen wollten ihr Opfer, sie würden es bekommen.
Lydia erwachte aus ihrem tranceähnlichen Zustand, als Fäuste gegen den Wagen hämmerten. Die Schläge dröhnten dumpf gegen die Tür, denn von außen begehrte man Einlaß.
Die junge Frau ließ die Hände sinken. Ihre Arme fielen nach unten, die Finger klatschten noch auf den Lenkradring, all das interessierte sie nicht, denn sie sah die unheimlichen Gestalten direkt an der Wagentür. Sie drückten sich dagegen, die eine schob die andere zur Seite, jede wollte als erste an das Opfer.
Erst jetzt sah Lydia, daß diese Geschöpfe keine Kleidung trugen. Was sie als sackähnliche Gewänder angesehen hatte, war zäher Schlamm, der allmählich an ihren Oberkörpern entlang zu Boden rann und dort Lachen bildete.
Es war nur eine Frage der Zeit, wann die Sumpfwesen die Tür aufgerissen hatten. So lange wollte Lydia nicht warten. Wenn sie das tat, verging sie fast vor Angst, deshalb entschloß sie sich, selbst die Initiative zu übernehmen.
Sie beugte sich nach rechts, holte noch einmal schluchzend Luft, bekam den Innenriegel der Tür zu fassen, löste ihn aus der Sperre und rammte die Tür auf.
Sie hatte mit einem gewissen Überraschungseffekt gerechnet. Und der gelang ihr auch.
Durch die Wucht wurden von den sechs Gestalten drei erwischt und zurückgetrieben. Zudem fielen sie nicht nur zu Boden, sondern auch noch gegen ihre Artgenossen, brachten diese aus dem Gleichgewicht, so daß es zu einem kleinen Chaos bei den Hexen-Zombies kam.
Lydia hatte Luft.
Der Wagen nutzte ihr nichts. Er würde in der nächsten Zeit vom Sumpf verschlungen werden. Jetzt konnte sie nur noch zu Fuß weiter, wobei sie hoffte, daß sie schneller war als ihre Gegner. Die bewegten sich sehr langsam, fast im Zeitlupentempo.
Sie selbst fiel auch auf die Knie, als sie den Wagen verließ, da sie ihren eigenen Schwung nicht mehr richtig abfangen konnte. Aber sie stemmte sich sofort wieder in die Höhe, stand auf den Füßen und wandte sich nach links, um den Verfolgern zu entfliehen.
Und sie rannte.
Noch nie in ihrem Leben hatte sie eine so große Angst verspürt. Sie wollte weg, dem Grauen entkommen, doch auf dem weichen Boden

war es sehr schwer.

Einige Zombie-Hexen griffen auch nach ihr. Sie hatten sich halb aufgerichtet, ihre Arme ausgestreckt und die Hände gespreizt. Es sah schaurig aus, wie sich die Finger bewegten und aus den aufgerissenen Mäulern der heulende Totengesang drang.

Lydia schlug Haken.

Das geschah nicht einmal bewußt, aber der Überlebenswille trieb sie dazu. Sie durfte den Häschern auf keinen Fall in die Klauen geraten, dann war sie endgültig verloren.

Eine Hand klatschte gegen ihren Oberschenkel. Auch krümmten sich die Finger, sie spürte für einen Moment den harten Druck in ihrem Fleisch, riß sich aber los und jagte weiter.

Ihr Atem rasselte. Die Lungen blähten sich, die ganze Umgebung tanzte vor ihren Augen wie ein verwaschenes grünes Meer, und es gelang ihr tatsächlich, die unheimlichen Gestalten hinter sich zu lassen.

Konnte sie hoffen?

Lydia gab einfach nicht auf. Sie rannte weiter, forderte sich selbst und holte alles aus ihrem Körper heraus. Es war kein leichtes Laufen. Der Boden erwies sich als zu weich und nachgiebig. Sie hatte Mühe, die Beine immer wieder hochzubekommen, und schon sehr bald klebten Gras und Schlamm unter ihren Sohlen.

Sie rutschte auch, denn die Beschaffenheit des Untergrunds wechselte stetig. Manchmal war er sogar seifig.

Den Kopf hatte sie mal in den Nacken geworfen, mal nach vorn gebeugt, während der schaurige Gesang hinter ihr allmählich abklang, weil die Distanz zu den Verfolgern von Sekunde zu Sekunde größer wurde.

Leider änderte sich auch der Weg. Es blieb nicht bei der anfänglichen Breite, er wurde plötzlich enger, auch schwieriger zu laufen und gleichzeitig glatt, weil die Ausläufer eines Tümpels sich bis auf den Pfad ausbreiteten.

Das wurde Lydia zum Verhängnis!

Sie sah diese Wasserlache nicht zu spät, sie sah sie überhaupt nicht. Und mit dem rechten Fuß trat sie voll hinein.

Das Ausrutschen war eine normale Folge davon. Erst als sie mit dem Rücken zuerst auf den weichen Untergrund fiel, drang ein Schrei aus ihrem Mund.

Dann blieb sie einfach liegen.

Lydia war zu erschöpft, um sich wieder auf die Beine quälen zu können. Sie wollte nicht mehr, spürte die Kühle des Wassers, die sie überschwemmte und auf ihrer heißen Haut guttat. Eigentlich hätte sie so liegenbleiben können, während sich ihre Brust unter den schweren Atemzügen hob und senkte, wobei sie noch ihren Magen spürte, der

allmählich in die Kehle zu wandern schien.

Das Schlechtsein war ein Beweis der völligen Erschöpfung. Auch wenn sie es gewollt hätte, sie hätte es nicht geschafft, so einfach und locker wieder hochzukommen.

Der Gesang warnte sie.

Sie vernahm ihn, und er wurde lauter. Für sie ein Beweis, daß sie nicht mehr liegenbleiben durfte, denn dann hätten die verfluchten Sumpfhexen sie schnell erreicht.

Lydia Barrows rollte sich auf die Seite. Dabei winkelte sie ihren Arm an, um in die Höhe zu kommen, aber sie brach wieder zusammen.

Sie schaute den Weg zurück.

Grün eingefärbte Nebelschwaden trieben vom Moor her über den Pfad. Geisterhaft umschmeichelten sie die unheimlichen Hexen, die immer näherkamen.

Sie gingen wie Gestalten, die durch dünne Fäden gehalten und unregelmäßig gezogen wurden. Mal hoben sie die rechten, dann wieder die linken Arme, auch schleuderten sie die Beine seltsam vor, und mit den Fußspitzen kickten sie Schlamm in die Höhe.

Lydia begann zu weinen. Ihr Gesicht hatte den Schmutz des Moors abbekommen. Tränen flössen aus ihren Augen und zeichneten Spuren in die braune Schicht auf der Haut.

Lydia kroch zurück.

Yard für Yard legte sie zurück, hatte das Gefühl, manchmal einzusinken, fing sich aber immer wieder.

Bis zu dem Widerstand!

Ihn spürte sie plötzlich an ihren Schuhen. Zunächst wurde sie starr. Sie glaubte an kein lebendes Wesen, vielleicht war sie gegen einen quer über dem Weg liegenden Baumstamm gestoßen oder ähnliches, doch als sie den Kopf drehte, erkannte sie die Wahrheit.

Vor ihr stand ein Mann.

Ein Mensch!

Das wurde ihr plötzlich klar, und ihr Schrei, zu dem sie bereits angesetzt hatte, erstickte in der Kehle. Einen Lidschlag später vernahm sie die ruhige Stimme, und ihr Herzschlag normalisierte sich wieder ein wenig.

»Bitte, kommen Sie hoch!« Der Mann streckte ihr die Hand entgegen, die Lydia dankbar ergriff. Wenn sie einer aus dem Sumpf und von den Bestien wegholen konnte, dann er.

Im Hochkommen schaute sie den Retter an. Er trug moderne Kleidung, der seltsame Schein aus dem Moor ließ auch sie grün aussehen. Was Lydia allerdings auffiel, war der Schlamm, der an den Kleidungsstücken nach unten rann.

»Wer sind Sie?« fragte Lydia. »Kommen Sie aus Blackmoor?«

»Ja, mein Name ist Bing Cordtland.«

»Sie sind…« Ihre Augen wurden groß, und Lydia mußte schlucken. »Mein Onkel hat von Ihnen geschrieben. Mein Gott, daß ich Sie hier treffe. Sie hat der Himmel geschickt…« Lydia konnte nicht mehr und warf sich gegen die Brust des Mannes. Deshalb bekam sie nicht mit, wie sich dessen Gesicht zu einem bösartigen Grinsen verzog.

Erst als sie die kalten Hände an ihrem Hals spürte und die folgenden Worte hörte, traf es sie wie ein Blitzschlag.

»Meinst du wirklich, Kleine?«

Lydia zuckte zurück, und es gelang ihr gerade noch, Hilfesrufe auszustoßen.

Dann packte der Untote zu!

***

Ich kam mir vor wie auf einem schwankenden Brett. Den Weg, den mir der Hexenwürger durch den Sumpf gewiesen hatte, war sicherlich der schlechteste von allen.

Nicht nur einmal wurde er sehr schmal, sondern ziemlich oft. Teilweise war er auch überschwemmt, auf ihm schimmerte dann das grünliche Sumpfwasser, und meine Füße klatschten hindurch, so daß die Spritzer hochflogen.

Es war für mich nicht einfach gewesen, die Hilfeschreie zu lokalisieren, wobei ich allerdings glaubte, daß sie von der rechten Seite aufgeklungen waren.

Sehen konnte ich nichts. Die verdammten Nebelschleier nahmen mir einen Großteil der Sicht. Nur hin und wieder zuckte ein Irrlicht seltsam verschwommen durch den Dunst.

Oft genug ging ich an den dicht bis an den Pfad herangewachsenen Bäumen vorbei. Manchmal streiften mich die Zweige, und wenn sie zu weit wuchsen, brach ich diese braunen, toten Arme einfach ab.

Auf einmal wurde der Untergrund besser. Ich sank nicht mehr ganz bis zu den Knöcheln ein und stellte mit Freude fest, daß ich auf einen etwas breiteren Weg gestoßen war.

Wie viele Minuten ich unterwegs war, wußte ich nicht zu sagen. Die Zeit interessierte mich nicht. Ich hoffte nur, schnell genug am Ort des Geschehens zu sein, denn ein Mensch war in Gefahr.

Wohin jetzt?

Mir standen zwei Seiten zur Auswahl. Zuerst schaute ich nach links, und ich sah tatsächlich eine Bewegung. Schwer nur zu erkennen, fast eine Fata Morgana, das allerdings wollte ich genau wissen und lief diesmal schneller los.

Der Weg ließ es zu, ich konnte es mir leisten, war nach wie vor von diesem seltsam grünen leicht durchsichtigen Sumpf umgeben, und wenn ich einen Blick hineinwarf, konnte ich all das erkennen, was das Moor einmal verschlungen hatte.

Da waren Pflanzen zu sehen, Äste, Zweige, dann quallenartige Zusammenballungen irgendwelcher Algen oder tangähnlicher Gewächse. Sogar Abfall war vorhanden. Modernder Müll, den irgendwelche Umweltsünder kurzerhand in den Sumpf gekippt hatten.

Er würde ihn konservieren.

Je weiter ich lief, um so besser konnte ich etwas sehen und auch hören. Ein seltsamer Singsang schallte mir entgegen. Es hörte sich an wie das Leiern eines Totenliedes, und plötzlich schälten sich vor mir aus den grünen Dunststreifen unheimlich anzusehende Gestalten.

Flieh, wenn sich die Gräber öffnen! Das hatte man mir gesagt. Mit den Gräbern mußte der Sumpf gemeint sein, und er hatte sich geöffnet, um die schrecklichen Gestalten zu entlassen, denen ich nun entgegenging.

Aber ich sah noch mehr.

Links von mir und nicht so weit entfernt wie die Gestalten, hörte ich die dumpf klingenden Schreie. Ich sah auch die heftigen Bewegungen, die darauf schließen ließen, daß sich jemand gegen einen anderen wehrte.

Sofort wußte ich Bescheid.

Hier kämpfte die Person, die auch so gellend um Hilfe geschrien hatte. Und sie war noch am Leben.

Aber sie befand sich nicht mehr auf dem Weg, sondern abseits von ihm, schon im Sumpf.

Und da kam ich nicht hin!

Ich nahm jetzt keine Rücksicht mehr. Sollten die anderen mich sehen, das Leben des normalen Menschen war wichtiger. Meine Beretta schien mir in die Hand zu fliegen, und ich brauchte nur wenige Schritte, um den Schauplatz des Geschehens zu erreichen. Am Wegrand stand ich. Von der linken Seite her näherten sich die Hexen-Zombies, und etwa zwei bis drei Yards vor mir sah ich die beiden Gestalten, wobei die eine die andere umklammert hielt.

»Laß sie los!« brüllte ich verzweifelt.

Dieser Ruf wurde gehört. Es war der Mann, der sich umdrehte und mir sein Gesicht zuwandte.

Es war finster. Hinzu kam der Dunst. Nur der aus dem Sumpf steigende grüne Schein gab ein wenig Helligkeit. Sie jedoch reichte aus, um den Mann erkennen zu können.

Es traf mich hart.

Denn derjenige, der die Frau umklammert hielt, war mir bekannt. Ich hatte schon in Blackmoor mit ihm gesprochen. Angeblich hatten sie ihn Mason Cordtland geopfert.

Jetzt war er als Zombie zurückgekommen.

Bing Cordtland!

***

»Was ist los?«

Irgend jemand hatte die Frage gestellt, und Suko hob nur die Schultern. »Sie sind da!«

»Wer?«

»Diese Wikka!« rief der alte Spiker.

Suko nickte. »Ja, genau. Wikka ist da, und sie wird auch Verstärkung mitgebracht haben.«

»Mein Gott, was machen wir jetzt?« Eine Frau rief es voller Panik. Ihre Stimme hallte durch die Kirche.

Da konnte ihr Suko auch keinen Rat geben, aber er hatte auch etwas anderes gesehen, über das er nachdenken wollte. Um sich davon zu überzeugen, öffnete er die Tür abermals und peilte nach draußen.

Wikka stand noch immer auf dem Vorplatz. Sie lachte laut und rief mit gellender Stimme: »Kommt alle her zu mir! Eure Zeit ist angebrochen, die Rache der Hexen wird sich erfüllen!«

Als die Worte verklangen, hatte Suko gesehen, was er sehen wollte. Diese Wikka sah nicht mehr so aus wie die von früher. Sie hatte sich auf schaurige Weise verändert. Was Suko da zu sehen bekam, war ein gräßliches, verbranntes Monstrum, das trotzdem lebte.

Er zog sich wieder zurück und schaute seine Schützlinge an. »Sie sammeln sich noch«, erklärte er.

»Haben wir eine Frist?«

»Ja.«

»Wie lange?«

Suko hob die Schultern. Eine Antwort konnte er darauf wirklich nicht geben. Für Dämonen oder Wesen der Finsternis spielte die Zeit eine geringe Rolle. Oft nahmen sie sich bewußt die Zeit, um die Qual der Menschen zu verlängern.

Suko steckte in einem Zwiespalt. Wenn er hier in der Kirche blieb, überließ er den Hexen die Initiative. Ging er aber hinaus, waren die Menschen schutzlos.

Was sollte er tun?

Eine Antwort konnte ihm niemand geben, deshalb mußte er sich völlig allein entscheiden.

Das tat er auch. »Ich werde jetzt hinausgehen«, erklärte er den anderen mit lauter Stimme. »Und ich versuche, dem Spuk ein Ende zu bereiten. Jede Hexe, die ich erledige, kann euch nicht mehr schaden.«

»Und wenn Sie es nicht schaffen?«

»Daran wollen wir nicht denken«, erwiderte der Inspektor.

»Ja, Sie nicht, aber wir.«

»Richtig, nur möchte ich Ihnen eins sagen. Wenn ich hierbleibe, und es kommt zu einem konzentrierten Angriff, nutze ich euch ebensoviel wie draußen. Die Chancen stehen also gleich.«

»Dann bleib doch hier, verdammt!«

»Nein«, erwiderte Suko. »Draußen kann ich Eigeninitiative entwickeln. Hier muß ich zuviel Rücksicht nehmen.«

»Der will uns verrecken lassen!« schrie jemand, und dieser Satz wirkte wie eine Initialzündung. Plötzlich hatte Suko alle gegen sich. Jetzt mußte er raus, wollte er nicht den völlig durchgedrehten Menschen in die Hände fallen.

Bevor die ersten ihn packen konnten, hatte Suko bereits die Tür aufgezogen und sich verdrückt. Rasch rammte er sie wieder hinter sich zu und stellte zufrieden fest, daß man ihm nicht folgte. Das trauten sich die Menschen wohl nicht.

Es war auch besser so.

Nur - sah Suko die Hexen nicht. Das überraschte ihn wirklich. Er hatte damit gerechnet, sie vor der Kirche versammelt zu sehen, weil sich dort auch die Menschen befanden. Sie hatten es sich anders überlegt. Weder auf den Bäumen hockten sie noch lauerten sie in irgendwelchen naheliegenden Verstecken.

Aber sie hatten das Dorf nicht verlassen. Suko hörte deutlich ihr Schreien und Kreischen. Der Wind wehte es vom Dorf her zu ihm herüber, und wenn er den Kopf hob, wobei er versuchte, über die Dächer zu blicken, dann sah er hin und wieder die rasch vorbeihuschenden Streifen, wenn die Hexen dank ihrer Kräfte durch die Lüfte jagten.

Wikka und Jane hatten sich ebenfalls verflüchtigt. Wenn Suko an Wikka dachte, sah er wieder das verbrannte Etwas vor sich. Sie hatte mit der früheren Hexe kaum etwas gemein. Was mußte nur geschehen sein, daß so etwas eintreten konnte?

War Wikka vielleicht auf John Sinclair getroffen, und hatte dieser sie mit dem Kreuz attackiert?

Damit konnte man durchaus rechnen. Aber das Kreuz hätte sie nicht mehr am Leben gelassen, sondern zerstört, dessen war Suko sicher. Deshalb mußte es noch eine andere Magie geben, die so stark war, um die Oberhexe zu schwächen.

Der Hexenwürger!

Für Suko kam kein anderer in Frage. Er hatte ihn bisher noch nicht gesehen, die Menschen warteten nur auf ihn, doch anscheinend wollte er nicht zu ihnen kommen.

Der Inspektor beschloß, sich von der Kirche zu entfernen. Er wollte dort hin, wo sich auch die Hexen befanden, dann versäumte er keinesfalls das Finale.

Den Weg, den sie gekommen waren, hatte sich der Inspektor noch gemerkt. Deshalb bereitete es ihm auch keinerlei Schwierigkeiten, ihn wiederzufinden.

Suko war sehr gespannt, als er sich zwischen den alten Häusern hindurchschlängelte, über Wiesen ging, Zäune überkletterte und sich

so seinem Ziel näherte.
Immer war er wachsam, stets auf der Hut. Hexen zeigten für ihn kein Interesse. Er sah sie selbst auch nicht. Sie mußten sich dort versammelt haben, wo sich auch Wikka und Jane Collins befanden.
Je mehr sich der Inspektor der Hauptstraße näherte, um so vorsichtiger wurde er. Auch das Kreischen und Schreien der Hexen hatte sich gesteigert. Wenn Suko nach oben schaute, sah er, wie sie ihren wilden Reigen tanzten. Wie Irrwische jagten sie durch die Lüfte, waren kaum zu verfolgen, und ihre Schreie gellten spitz an Sukos Ohren.
An der Wand eines schuppenartigen Anbaus drückte sich Suko weiter. Er blieb erst stehen, als er einen freien Blick auf die Straße bekam.
Da sah er sie.
Sie hatten sich tatsächlich auf der Hauptstraße versammelt. Keine der Hexen hockte mehr auf dem Dach irgend eines Hauses, sie befanden sich auf der Hauptstraße und verdeckten Suko den Blick auf ihre Königin. Um Wikka hatten die Hexen einen Kreis gebildet.
Suko, der unwillkürlich den Atem angehalten hatte, versuchte sie zu zählen.
Genau schaffte er es nicht. 20 schienen es ihm allerdings zu sein. Das waren entschieden zu viele Gegner.
Sie redeten durcheinander. Ihre Stimmen gellten, überschlugen sich manchmal, jede wollte der Königin etwas sagen, doch diese schüttelte nur den Kopf. Das sah Suko, als ihre dunklen Haare flogen. Kurz danach entstand eine Lücke im Hexenpulk. Sukos Blick konnte Wikka treffen.
Er hatte sie zwar schon einmal gesehen, nun aber sah er sie deutlicher. Es versetzte ihm einen Stich. Das war eine völlig verbrannte Oberhexe, die vom Äußerlichen her wenig mit der zu tun hatte, die Suko von früher her kannte.
Er sah auch Jane Collins.
Sie war normal. Und sie hielt sich an Wikkas Seite, schrie die übrigen Hexen an und wollte dafür sorgen, daß Ordnung in die Reihe kam.
Noch waren die widerlichen Gestalten mit sich selbst beschäftigt. Auf Suko achteten sie nicht. Wahrscheinlich wußten sie überhaupt nicht, daß sie schon beobachtet wurden, und der Chinese wollte die Gunst der Stunde nutzen, um sich einen besseren Sichtplatz zu besorgen. Für ihn war es kein Problem, auf das Schuppendach zu steigen, zudem sah er eine kleine Leiter, die an der Schuppenwand lehnte und so stabil aussah, daß sie Sukos Gewicht trug.
Der Chinese überlegte nicht mehr länger. Geschmeidig kletterte er die Sprossen hoch, erreichte wenig später dar Schuppendach, prüfte durch Drick dessen Festigkeit und nickte zuirieden, als er sicher war,

daß die Ur terlage ihn tragen würde.

Dann schwang er sich auf das Dach. Dort machte er sich flach und kroch langsam weiter. Er wandte sich nach rechts, dem Rand zu, der zur Straße hin zeigte.

Es dauerte nur Sekunden, bis Suko seinen Beobachtungsplatz erreicht hatte.

Flach blieb er liegen, schob den Kopf noch ein wenig vor und schaute auf die Straße.

Die Hexen standen vor und unter ihm wie auf dem Präsentierteller. Wenn es hart auf hart kam, konnte er die Beretta nehmen und einige von ihnen erledigen.

Noch immer redeten sie, bis Jane Collins, sie stach durch ihr blondes Haar deutlich von den anderen ab, sich herumdrehte, den Arm ausstreckte und zum anderen Ende der Straße deutete.

»Da kommt er!«

Plötzlich war bei den Hexen jeglicher Streit vergessen. Sie schauten nur in die von Jane angezeigte Richtung, und auch Suko beugte sich ein wenig weiter vor, wobei er den Kopf nach links drehte, um alles erkennen zu können.

Es bestand keine klare Sicht. Zwar stand der Mond am Himmel, sein Licht jedoch reichte kaum aus, um genau etwas sehen zu können.

Suko mußte schon sehr genau hinschauen. Eine Gestalt hob sich vom Boden ab, Sie wurde deutlicher, denn sie schritt in das Dorf hinein. Und sie hielt etwas in der Hand.

Eine Peitsche!

Die drei Riemen schimmerten. Sie wiesen nach unten. Mit ihren Spitzen hinterließen sie Spuren im Staub der Straße.

Wikka sprach das aus, was alle dachten: »Der Hexenwürger kommt…«

***

Er war ein Zombie!

Sie hatten Bing Cordtland dem Sumpf geopfert. Der jedoch wollte ihn nicht haben, spie ihn wieder aus und ließ ihn als grauenvolles Monstrum zurückkehren.

Als lebenden Toten!

Ich sah ihn, er sah mich.

Aber ich kam nicht an ihn heran. Die Distanz war einfach zu groß. Wenn ich auf ihn zuging, würde mich der Sumpf festhalten und in die Tiefe zerren.

Zudem kamen die Zombie-Hexen immer näher. Ich achtete zwar nicht auf sie, hörte nur ihren Gesang, der sich steigerte.

Dann sah ich die Frau!

Selbst auf diese Entfernung hin konnte ich die Todesangst erkennen,

die ihr Gesicht gezeichnet hatte. Irgendwie hatte sie es geschafft, den Kopf zu drehen. Sie starrte in meine Richtung, aber ob sie mich wahrnahm, wußte ich nicht.

»Bring sie her!« schrie ich Cordtland zu.

»Nie!«

»Ich schieße dir den Schädel entzwei. In meiner Waffe stecken geweihte Silberkugeln, die töten auch dich Unhold.«

Für einen Moment zögerte er. Ich durfte hier keine weitere Zeit mehr verlieren, denn der Sumpf war gierig wie ein ausgehungertes Ungeheuer. Er fraß alles.

»Gut«, antwortete Cordtland mir. »Ich lasse sie los. Du sollst deinen Willen haben!«

In den nächsten Augenblicken erlebte ich, welch eine Kraft noch in dem Monstrum steckte. Seine Pranken umfaßten die Frau in Hüfthöhe. Und dann zog er die Person, die fast bis zu den Knien im Schlamm steckte, mit einer so spielerisch anmutenden Leichtigkeit aus dem Moor, daß dieses mich erschreckte.

Ich kannte die Kräfte des Sumpfes, wußte genau, wie gierig sie waren und daß es praktisch unmöglich war, ihnen ein Opfer zu entreißen. Der Zombie Bing Cordtland schaffte es mit einer nahezu spielerischen Leichtigkeit. Dabei drehte er sich um, und ich ließ ihn keine Sekunde aus den Augen. Nur einmal drehte ich für einen winzigen Moment den Kopf zur Seite, weil ich nach den unheimlichen Zombie-Hexen sehen wollte, die sich meinem Standort stetig näherten.

Wie weit sie noch von mir entfernt waren, konnte ich schlecht schätzen, da die grün schimmernden Nebelschwaden meine Sichtweite leider verringerten, aber sehr viel näher durfte ich diese Bestien nicht herankommen lassen.

Dann hörte ich den Schrei. Er schreckte mich auf, und Bing Cordtland hatte ihn ausgestoßen.

Er wuchtete dabei sein Opfer in die Höhe, von deren Füßen der Schlamm tropfte. Sogar das Gesicht des Untoten verzerrte sich, als er sich mir zuwandte, und ich wußte, was er wollte. Er würde mir die Frau entgegenschleudern.

Ich stemmte mich mit den Hacken ein. Wenn der Anprall erfolgte, wollte ich ihm wenigstens Widerstand entgegensetzen.

Bing Cordtland legte mich rein.

Er schleuderte den Körper der Frau nicht auf mich zu, sondern wesentlich höher und schräg an mir vorbei. Sie würde, und das war seine Absicht, auf der anderen Seite des Wegs im Sumpf aufklatschen und dort versinken.

Die Aktion wurde von seinem schrecklichen Lachen begleitet. Er fühlte sich auf der Siegerstraße, doch ich hörte sein Lachen nicht und achtete auch nicht auf die anderen.

Nur die Frau zählte.

Als sie durch die Luft flog, startete ich. Dabei lief ich zwei Schritte auf die Zombie-Hexen zu und stieß mich so wuchtig und kraftvoll ab, wie es der Boden zuließ. Meine Arme schnellten in die Höhe, ich ließ die Beretta fallen, die Hände waren zu Greifklauen geöffnet, doch es war kein Ball, den ich zu fangen hatte, sondern ein Mensch.

Es war ein Zufall, daß ich die Frau erwischte. Normalerweise wäre sie über meine ausgestreckten Arme hinweggeflogen, doch eines ihrer Beine fiel nach unten, und ich bekam einen Fuß sowie einen Knöchel zu fassen.

Eisern hielt ich fest.

Die Frau knallte zu Boden.

Und nicht nur sie. Auch mich traf der schwere Körper, und er begrub mich unter sich.

Ich konnte einen Laut des Schmerzes nicht vermeiden, hörte ein Klatschen und hatte schon Angst, daß die Frau dennoch versinken würde, deshalb glichen meine Hände schon Stahlklammern, mit denen ich die Frau hielt.

Hatte ich es geschafft?

Ich rollte mich zur Seite, drückte auch die Frau herum, schaute auf und sah, daß sie nicht im Sumpf gelandet war. Ich hatte sie tatsächlich retten können. Ich zerrte noch an ihr, damit sie völlig aufs Trockene geriet, und drehte mich dann um, weil ich die Wutschreie des Zombies deutlich vernahm.

Bing Cordtland hatte noch nicht aufgegeben. Er sank nicht im Moor ein, die Magie hielt ihn auf der Oberfläche, und er walzte durch den grünlich schillernden Sumpf, wobei er fast bis zu den Knien in der Brühe steckte.

Mich übermannte die Wut. Ich suchte meine Beretta, fand sie ein Stück entfernt, kroch auf die Waffe zu und nahm sie an mich.

Soeben hatte der Zombie den Wegrand erreicht.

Ich schoß. Zwei geweihte Silberkugeln jagte ich ihm entgegen. Beide Einschläge bekam ich mit. Sie trieben den Unhold zurück. Er riß seine Arme hoch, taumelte nach hinten und stieß Laute aus, die ein Mittelding aus Grunzen und Schreien waren.

Dann fiel er.

Mit dem Rücken zuerst klatschte er in die grüne Brühe. Zunächst sah es so aus, als wollte er sich noch einmal erheben, er brachte den Oberkörper auch in die Höhe, dann jedoch sackte er zusammen, und der zähe Schlamm zog ihn in die Tiefe.

Es gab keinen Bing Cordtland mehr.

Dafür aber die Hexen!

Ich fuhr herum.

Der Schatten erschien dicht vor mir, und er fiel auch gegen mich. Es

war die erste Hexe, die mich erreicht hatte und mich umbringen wollte. Ich drückte ab.

Die Silberkugel blieb in dem ausgemergelten Körper stecken. Die Hexe bekam einen Drall nach links und fiel zur Seite. Mit einem Fußtritt rollte ich den Körper vom Weg.

Die Schreie waren nicht zu überhören. Drei Hexen hatten sich der Frau angenommen, zwei andere kamen auf mich zu. Sie befanden sich zwischen mir und der Frau. Um die Fremde zu retten, mußte ich die anderen erst ausschalten.

Zombies sind in der Regel dumm. Sie können nicht denken. Die aus dem Moor gekommenen Hexen bildeten keine Ausnahme. Sie waren nur auf Angriff gedrillt, auf Vernichtung programmiert, und sie ahnten nicht, daß es etwas gab, was sie vernichten konnte.

Geweihte Kugeln, zum Beispiel.

Die setzte ich ein.

Meine Beretta spie die Vernichtung. Wie Puppen wurden die Hexen zur Seite gestoßen, als die Kugeln ihre gräßlichen Köpfe trafen und sie zerstörten.

Für mich war der Weg zu der Frau frei. Es wurde auch höchste Eisenbahn, denn die drei Hexen-Zombies knieten neben ihr. Eine hielt die Arme der Frau fest, die anderen die Beine und die dritte wollte ihre Zähne in den Hals hacken.

Dieses Wesen erwischte ich zuerst. Meine Kugel fegte sie zur Seite, und bei den anderen beiden verwendete ich meinen Dolch.

Ich kam über sie wie ein Gewitter.

Eine wollte mich noch packen. Es gelang ihr auch, ihre Hände in meine Kleidung zu schlagen und mich festzuhalten, doch ich hielt den Dolch in meiner rechten Hand und fuhr herum.

Es war eine blitzschnelle Drehung. Vor der Waffenspitze tauchte das Gesicht der Zombie-Hexe auf, einen Gedankenblitz später war es verschwunden.

Das andere Wesen wurde von der jungen Frau selbst zur Seite geschleudert. Sie hatte ihre Angst und ihre Lethargie überwunden und drückte den Körper von sich weg.

Er fiel mir genau ins Messer.

Wenig später schleuderte ich die Überreste der Zombie-Hexen zurück in den Sumpf. Sie sollten dort bleiben, wo sie auch hergekommen waren.

Schweratmend blieb ich stehen. Die letzten Aktionen waren verdammt an meine Kraft gegangen, auch schmerzten mir die Arme in Höhe der Schultern, denn es war nicht einfach gewesen, die Frau aufzufangen. Jetzt hatte ich sie endlich aus den Klauen der Hexen befreit.

Die Unbekannte lag am Boden, hatte sich auf ihre Hände gestützt

und schaute mich an. »Sind… sind wir frei?« hörte ich ihre krächzende Stimme.

Ich nickte nur.

Danach half ich ihr hoch. Diesmal fiel sie in meine Arme. Ich spürte ihr Zittern. Sie hatte ungemein viel durchgemacht. Deshalb war ihre Reaktion verständlich.

Ich wäre gern länger stehengeblieben, doch die Zeit drängte. Ich mußte unbedingt nach Blackmoor, denn noch befanden sich Wikka, Jane Collins und zahlreiche andere Hexenweiber auf freiem Fuß. Zudem dachte ich auch an Suko, der im Ort völlig allein und auf sich gestellt die Stellung hielt.

»Wer… wer sind Sie?« fragte mich die Frau.

»Mein Name ist John Sinclair.«

Ich war überrascht, wie sehr sie nach dieser Antwort zusammenzuckte. Sie drückte sich sogar von mir weg und flüsterte: »Sie sind der Geisterjäger?«

»Ja.«

»Mein Gott… Tief atmete sie durch. »Wenn das kein Zufall oder eine Fügung des Schicksals ist…«

Ich verstand noch immer nicht. »Wie meinen Sie das?«

Sie schluckte ein paarmal. »Wissen Sie, wie ich heiße?« Dann lachte sie. »Nein, das können Sie gar nicht. Ich bin Lydia Barrows. Dr. Barrows ist mein Onkel.«

Jetzt war ich der Überrachte. »Das gibt es doch nicht«, flüsterte ich.

»Doch, es stimmt, Mr. Sinclair. Ich bin die Nichte, und ich wollte meinen Onkel mit meinem Besuch überraschen.«

»Aber er ist nicht hier.«

»Das habe ich ja nicht gewußt!« rief sie. »Es sollte doch eine Überraschung werden.«

Ich nickte. »Ja, das ist es auch. Trotzdem, wir müssen hier jetzt verschwinden und nach Blackmoor, denn der Fall ist längst nicht beendet.«

»Ich gehe mit!«

Was sollte ich da sagen? Sie wäre hier vielleicht sicherer gewesen. Doch wer konnte das mit Bestimmtheit sagen. Deshalb nickte ich und sagte: »Ist schon recht, ich nehme Sie mit nach Blackmoor.«

Wir gingen. Ich hatte es ziemlich eilig, doch Lydia hielt mich plötzlich fest. »Da, sehen Sie doch!«

Ich schaute nach rechts, denn dort hatte sie hingedeutet. Wir konnten die Reste des Hexenwürgers erkennen. Sie schwammen dicht unter der Oberfläche, schienen zum Greifen nahe zu sein und dennoch weit entfernt. Er lag auf dem Bauch, und der Sumpf zog ihn immer weiter in die Tiefe. Er holte ihn wieder zurück.

»Schauen Sie nicht zur Seite, Lydia, sondern nach vorn«, sagte ich.

»Das ist jetzt wichtiger.«

Sie begriff den Doppelsinn der Worte. »Haben wir denn noch eine Zukunft, Mr. Sinclair?«

»Das hoffe ich doch sehr, meine Liebe…«

***

Es kam Suko vor wie in einem Western. Zwei feindliche Parteien lauerten aufeinander, wobei die eine Partei zahlenmäßig in der Überzahl war. Der Hexenwürger stand allein. Er hatte nur seine Peitsche, während auf der anderen Seite sich Jane Collins, Wikka und ungefähr 20 ihrer Dienerinnen aufhielten.

Zwischen ihnen war die Straße leer. Suko konnte alles gut beobachten, denn der Mond schien sich mit den Mächten der Finsternis verbündet zu haben. Er war soeben hinter einer dicken Wolke hervorgekrochen und warf sein Licht genau auf den kleinen Ort Blackmoor, wobei er auch die kleine Straße nicht verschonte.

Der Hexenwürger schritt weiter. Er ließ sich nicht beirren. Manchmal kam es Suko vor, als würde er an einem Faden hängen, den jemand zog, so gleichmäßig waren seine Schritte.

Stille hatte sich über die Szene gelegt. Niemand sprach ein Wort. Alles wirkte wie eingefroren, und auch die Hexenbrut hielt sich erstaunlicherweise zurück.

Sie hatten ihre Stellung verändert. Wikka und Jane standen jetzt an der Spitze. Hinter den beiden, etwa zwei Schritte entfernt, hatte sich ihre Gefolgschaft aufgebaut. 20 Hexen, die die gesamte Breite der Straße einnahmen.

Die widerlichsten und schrecklichsten Gestalten befanden sich unter ihnen. Alte Vetteln und Weiber, die an Märchenfiguren erinnerten. Manche mit Höcker, andere mit kurzen Haaren und verschrumpelten Gesichtern, wo nur die Nasen lang und spitz hervorstanden. Ihre Hände befanden sich in dauernder Bewegung, sie waren unruhig, manchmal drang auch ein Laut aus ihren Mäulern, dann wurde es wieder still, so daß Suko die Schritte des Hexenwürgers hören konnte.

»Halt!« Wikkas Stimme unterbrach die Stille. »Keinen Schritt weiter, Mason Cordtland!«

Was Suko nicht für möglich gehalten hatte, trat ein. Der Hexenwürger blieb stehen.

Nur Wikka regte sich. Einen halben Schritt ging sie vor und schleuderte ihre Haarñut nach hinten. »Ich wundere mich, Mason Cordtland, daß du es tatsächlich wagst, in diesen Ort und damit zu mir zu kommen. Wir sind in der Überzahl.«

»Das war immer so.«

»Soll ich deinen Worten entnehmen, daß du dort weitermachen willst, wo du aufgehört hast?«

»Das kannst du!«

Wikka lachte schrill auf. »Nie wird dies geschehen!« schrie sie. »Nie. Die Zeiten haben sich geändert. Auch für dich, Mason Cordtland. Wir schreiben kein Mittelalter mehr. Vieles ist vergangen, aber wir Hexen haben überlebt. Wir werden immer überleben, denn die Kraft der Hölle, die Macht des Teufels, steht hinter uns. Deshalb wirst du hier dein Ende finden, Hexenwürger. Zudem steht noch eine Rechnung zwischen uns offen. Dir verdanke ich mein Aussehen!«

Cordtland schüttelte den Kopf. »Nein, nicht mir. Es war der Hexenstein. Du hättest es nicht versuchen sollen. Was aus dem Lande Aibon stammt, ist für Hexen tödlich. Weißt du das nicht, Wikka?«

»Ja, ich habe es fast gemerkt. Auch der Stein wird dir nicht nützen. Ich werde siegen.«

»Ich habe den Stein nicht!«

Mit dieser Antwort hatte Wikka nicht gerechnet. Und auch Jane Collins nicht. Suko hörte, wie die beiden miteinander flüsterten. Leider konnte er nichts verstehen.

»Du hast ihn nicht?« fragte Wikka noch einmal nach, nachdem sie sich Mason Cordtland wieder zugewandt hatte.

»So ist es!«

»Wer besitzt ihn dann?«

»Sinclair!« zischte Jane Collins. »Verdammt, er wird den Hexenstein haben.«

»Auch ein Irrtum!« klärte der Hexenwürger sie auf. »John Sinclair besitzt den Stein ebenso wenig wie ich. Er hat ihn wohl berührt, dann aber beging er einen großen Fehler. Er schleuderte den Hexenstein aus dem Fenster in den Sumpf hinein, wo er untergetaucht ist.«

»Und Sinclair?« keifte Wikka.

»Ich weiß nicht, was mit ihm geschehen ist. Als ich ihn zum letztenmal sah, wollte er in den Sumpf, denn dort hat sich etwas getan. Die uralten Hexen sind wieder auferstanden. Sie konnten dies durch die Hilfe des Steins schaffen. Er bringt nicht nur die Zeiten durcheinander, sondern auch die Magien. In diesem Fall hat er sich nicht gegen die Hexen-Zombies gestellt.«

»Dann steckt Sinclair im Sumpf?«

»Ja. Wahrscheinlich haben ihn die Hexen-Zombies getötet. Aber das interessiert mich nicht. Ich werde den Stein bekommen. Irgendwie gelangt er schon in meine Hände, darauf kannst du dich verlassen, Wikka!«

»Das glaube ich nicht«, erklärte die Oberhexe eiskalt. »Nein, so einfach werden wir es dir nicht machen. Der Stein ist und bleibt für dich tabu. Er darf nicht in andere Hände fallen, dafür werden wir sorgen.« Sie hob den rechten Arm und schnippte mit den verbrannten Fingern. »Jetzt zeig mal, was du kannst, Mason Cordtland.«

Dieses Fingerschnippen war für zwei Hexen ein Zeichen. Blitzschnell lösten sie sich aus dem Pulk, wurden eingehüllt in einen grünen Schleier und jagten kreischend über die Straße.

Ihr Ziel war Mason Cordtland!

Der wartete eiskalt ab. Mason Cordtland reagierte genau in dem Augenblick, der für ihn am günstigsten war.

Bevor die beiden Hexen ihn berühren konnten, wirbelte plötzlich die Peitsche durch die Luft. Ein jeder hörte das Klatschen der Riemen, als sie trafen, und dann wurde die Sicht von den grüngelben, stinkenden Wolken verdeckt, die den Schauplatz des Geschehens umgaben.

Aus dem Rauch erklangen die Schreie.

Schrille, gellende Todesrufe, denn die Hexen kamen gegen die Magie der Peitsche nicht an.

Als sich die Wolken verzogen, lagen vor den Füßen des Hexenwürgers nur noch Reste.

Suko nickte anerkennend. Was Cordtland geleistet hatte, war nicht schlecht. Das konnte der Inspektor selbst gut beurteilen, schließlich besaß er eine ähnliche Peitsche und war ebenfalls zu einem Meister in ihrer Handhabung geworden.

Er lachte laut und triumphierend. »Ich habe nichts vergessen, Wikka. Gar nichts!«

Sie winkte ab. »Bilde dir darauf nichts ein. Es war nur ein kleiner Test. Auf die beiden Hexendienerinnen kann ich verzichten. Ich wollte nur mehr über die Magie der Peitsche wissen.«

»Weißt du es jetzt?«

»Sicher!«

»Und nun kommst du selbst, wie?«

»Nein.« Wikka wollte sich ausschütten vor Lachen. »Ich kämpfe nur gegen große Gegner, und wenn es sich nicht vermeiden läßt. Bei dir trifft nichts von beiden zu. Ich werde meine Magie einsetzen, um dich zu vernichten. Die Hexen und ich zeigen dir…«

»Dann kommt her!« schrie Mason Cordtland und schwenkte drohend seine Peitsche. »Los, verdammt!«

Suko hatte längst festgestellt, daß sich die Lage zuspitzte. Auch er wollte eingreifen, und es gab verschiedene Möglichkeiten. Er hätte die Hexen von seinem Standort aus mit der Beretta beschießen können. Einige wären unter den geweihten Geschossen vergangen, aber damit hatte er Wikka noch nicht. Sie zeigte sich gegen Silbergeschosse widerstandsfähig und konnte ebenso schnell wie der Flug einer Kugel einen Gegenzauber aufbauen.

Außerdem hätte er seinen Stab einsetzen können. Wenn Suko das Wort ›Topar‹ rief, blieb die Zeit für fünf Sekunden stehen. Und nicht nur das. Die sich in Rufweite befindlichen Wesen konnten nicht mehr reagieren, sie verfielen in eine Starre. Nur der Rufer selbst bewegte

sich. Erreichen konnte Suko damit auch nicht viel, denn er durfte seinen Gegner nicht töten, damit wäre die Magie des Stabs aufgehoben worden.

Noch eine dritte Möglichkeit blieb ihm. Sich an die Seite des Hexenwürgers zu stellen.

Das gefiel dem Inspektor zwar nicht besonders, aber diese Alternative war noch immer die beste von allen.

Deshalb blieb er auf seinem Platz nicht mehr hocken, sondern drehte seinen Oberkörper nach links und robbte wie ein Rekrut über das flache Dach, dem Hexenwürger entgegen.

Vom Ende des Schuppens hatte er es nicht mehr weit. Als Suko die Stelle erreichte, blieb er für einen Moment liegen, bevor er den Kopf hob, über den Dachrand peilte und auf die Straße hinuntersah. Sein Blick saugte sich an dem Hexenwürger fest.

Mason Cordtland hatte sich breitbeinig aufgebaut. Mit der rechten Hand umklammerte er die Peitsche. Seine Augen leuchteten in einem unheimlichen Feuer, der Mund war zusammengepreßt, das Gesicht schimmerte in einem kalkigen Farbton.

»Was ist?« schrie Cordtland. »Wollt ihr nicht, ihr verdammten Hexenweiber?«

Er reizte sie noch mehr, wollte sie wahrscheinlich zu Unvorsichtigkeiten verleiten. Das war genau der Moment, in dem Suko sich erhob. Seine Gestalt zeichnete sich klar und deutlich auf dem Schuppendach ab, bevor er in die Tiefe sprang.

Nicht Mason Cordtland entdeckte ihn zuerst, sondern Jane Collins. Ihre Stimme hörte Suko genau unter den anderen heraus. »Verdammt, der Chinese!«

Da lief Suko schon auf den überraschten Cordtland zu, der sich gegen ihn wandte und seine Peitsche hob.

»Nicht!« schrie der Inspektor. »Wir werden uns gemeinsam gegen die Brut stellen!«

»Los jetzt!« Wikkas Befehl machte die beiden ungleichen Personen in den nächsten Sekunden zu Partnern. Als Suko und Cordtland sich den Hexen zuwandten, hatten diese bereits reagiert und einen unheimlichen Zauber entfacht.

Den Rattenzauber!

***

Ich hatte es verständlicherweise sehr eilig.

Aber auch Lydia Barrows wollte so rasch wie möglich dem Sumpf entfliehen, wobei sie allerdings ein großes Handicap besaß. Ihre Kraftlosigkeit. Bei der Flucht vor den Zombie-Hexen hatte sie sich völlig verausgabt. Es war ihr manchmal nicht möglich, sich auf den Beinen zu halten. Zudem war der Boden durch seine Unebenheiten das

reinste Gift für sie, so daß ich gezwungen war, sie oftmals zu stützen und sie kurzerhand hinter mir her zu schleifen.

Es war eine verdammte Lage. Mir rannen die Minuten zwischen den Fingern hindurch. Allein wäre ich schon längst in Blackmoor gewesen, aber ich mußte mehr an Lydia Barrows denken. Sie durfte auf keinen Fall allein zurückbleiben.

Und weiter ging es.

Rechts von uns lag die ausgebrannte Ruine. Wir hatten sie schon fast passiert. Es war also nicht mehr so weit bis zu unserem Ziel.

Ich munterte Lydia mit einigen Sätzen auf. »Bitte, machen Sie weiter, Mädchen! Geben Sie um Himmels willen nicht auf. Machen Sie nicht schlapp! Ich flehe Sie an…«

»Ich versuche es, Mr. Sinclair… ich…« Sie schüttelte den Kopf und begann zu weinen. Wahrscheinlich auch vor Erschöpfung.

Mir blieb noch eine Möglichkeit. Ich faßte Lydia unter, bückte mich und hievte sie auf meine Schulter, wobei ich ihr Gewicht möglichst gleichmäßig verteilte.

Jetzt kam ich besser voran, und es gelang mir, in einem trabähnlichen Gang weiter zu laufen. Auch wurde unter meinen Füßen der Boden fester. Für mich ein Beweis, daß ich den Moorpfad bald hinter mir gelassen hatte.

Ich atmete auf.

Wenig später sah ich schon das Dorf.

Dunkel hoben sich die Umrisse der Häuser vor dem nach unten fallenden Mondlicht ab. Der Ort Blackmoor wirkte wie die gespenstische Silhouette eines Horrorfilms.

Und den Horror würde ich erleben.

Schon jetzt hörte ich die kreischenden Stimmen und auch die eines Mannes. Es war Mason Cordtland, der Hexenwürger. Im Blackmoor schien es zum Finale zu kommen.

Ich blieb stehen und ließ die Frau von meiner Schulter gleiten. »Suchen Sie sich ein Versteck«, flüsterte ich ihr zu, »und rühren Sie sich erst, wenn alles vorbei ist. Klar?«

Sie nickte und schaute mich an. »Aber was machen Sie?«

Ich grinste bissig. »Das, meine Liebe, werden Sie gleich erleben…«

***

Die schwarzverbrannte Gestalt der Wikka schien erstarrt und am Boden festgewachsen zu sein. Sie hatte den linken Arm erhoben, die Hände gespreizt, und aus ihren Fingern zuckten nicht nur Blitze, es tanzten auch zahlreiche kleine Wolken hervor. Gleichzeitig schrie sie mehrere abgehackt klingende Zauberformeln, und aus den Wolken wurden noch in der Luft gefährliche Ratten, die sich mitten im Sprung befanden und ihre Körper vorwuchteten.

Dicht vor Suko und dem Hexenwürger prallten sie zu Boden. Es waren sicherlich zehn Tiere, flink und schnell, wobei sie sofort ihre Gegner angriffen.

Die ersten sprangen hoch, und das Lachen der Hexen begleitete diesen Angriff.

Aus den Augenwinkeln bemerkte Suko, wie der Hexenwürger seine Peitsche bewegte. Sicher schlug er zu. Der Inspektor vernahm das Klatschen, wenn die Rattenkörper getroffen wurden, konnte aber nicht sehen, was genau geschah, denn er mußte sich selbst um diese wütenden Biester kümmern. Wie gefährlich sie waren, hatte er bei Rodney Spiker erlebt. Suko besaß nicht nur den Vorteil seiner Waffen, er wußte auch, wie man mit den Biestern fertig wurde, denn nicht zum erstenmal kämpfte er gegen die gefräßigen Nager.

Zunächst einmal wich er nach links aus, um sich Platz zu verschaffen.

Sofort folgten ihm drei Tiere, die sich Suko allerdings mit gezielten Tritten vom Leibe hielt.

Zwei erwischte er, das dritte sprang ihn an.

Mit der Peitsche schlug der Inspektor zu und traf das Biest in der Drehung.

Die Ratte schrie nicht einmal. Sie löste sich auf, kaum daß die Peitsche sie berührt hatte.

Die von seinen Tritten getroffenen Tiere räumte er auf die gleiche Art und Weise aus dem Weg. Danach wollte er seinen unfreiwilligen Partner unterstützen. Es war nicht mehr nötig. Der Hexenwürger gab eine Demonstration seines Könnens. Er hatte sich hingehockt und schlug in dieser Stellung mit der Peitsche zu.

Immer wieder traf er die Körper. Jedesmal wenn die Peitsche Kontakt bekam, blitzten die Riemen für den Bruchteil einer Sekunde auf. Dann strahlten sie die Magie ab, und Mason Cordtland gelang es, weiter gegen die Tiere zu schlagen.

Er lachte dabei und hatte bis auf zwei Ratten alle erledigt. Die letzten beiden erwischte Suko mit nur einem gezielten Schlag. Sie vergingen, und Mason Cordtland schaute den Inspektor finster an. »Du hättest sie mir lassen sollen!«

»Da kommen noch genug«, erwiderte Suko, drehte sich um und sollte recht behalten.

Die Hexen waren verschwunden!

Nicht einmal Wikka und Jane Collins waren noch zu sehen. In der Zeit, als Suko und Cordtland damit beschäftigt gewesen waren, die Ratten zu vernichten, hatten sie das Weite gesucht.

Waren sie wirklich geflohen?

»So leicht geben die nicht auf«, sagte Cordtland und sprach Suko damit aus der Seele.

Sie waren noch da. Nur hockten sie jetzt in Deckungen. Auf den

Dächern und in den Häusern hatten sie Platz gefunden und versuchten von dort aus, ihren Zauber anzubringen.

Auf einmal war das Feuer da!

Suko kannte Wikka lange genug, um zu wissen, daß sie gern mit dem Feuer spielte. Wenn diese Ringe auf sie zuwirbelten, dann ging das auf ihre Initiative zurück.

Und sie waren schnell.

Zudem kamen sie nicht aus einer Richtung, sondern von überall her. Suko und sein Kampfgefährte konnten gar nicht so schnell schauen, denn immer mehr Ringe erschienen.

»Weg!« schrie der Inspektor.

Er selbst rannte los, ohne sich um den anderen zu kümmern. Geduckt hetzte er über die Straße, sah eine offene Tür und huschte durch den Eingang in ein Haus.

Der Chinese war nicht in einem Flur gelandet, sondern direkt in der Wohnung. Den Möbeln nach zu schließen, wurde dieser Raum als Küche benutzt. Sofort wandte sich Suko dem Fenster zu, drückte sich dabei an die Wand und peilte nach draußen.

Auf groteske Art war die Straße erhellt. Die Feuerringe gaben genügend Licht ab, während sie sich wie Kreisel drehten und dabei weiterhuschten.

Von Cordtland konnte Suko nichts erkennen. Der Blickwinkel war zu schlecht. Suko ging etwas vor und sah den Hexenwürger auf der gegenüberliegenden Seite.

Er hatte zu lange gewartet und nicht in einem Haus Schutz finden können. Mit dem Rücken lehnte er an einer Wand zwischen zwei Fenstern und kämpfte um seine Existenz. Die Peitsche sollte sein Leben retten. Den kurzen Stiel hielt er jetzt mit beiden Händen fest. Seine Arme waren in dauernder Bewegung. Er schlug rechts und links, zielte auf die gefährlichen Feuerkreise, und es gelang ihm auch, einige von ihnen zu erwischen.

Es war ein magisches Feuer, ebenso magisch wie die Peitsche. Nur steckte in ihr eine stärkere Kraft, und es gelang ihr, die Flammenringe zu zerstören, wenn sie von den Riemen berührt wurden. Dann standen jeweils kleine Wolken in der Luft, die aber sehr schnell verfaserten.

Suko wußte nicht, ob Cordtland es jemals schaffen konnte, denn die Ringe wurden immer zahlreicher. Er sah auch die Hexen. Sie hatte es nicht mehr in ihren Verstecken gehalten. Jetzt jagten sie wieder durch die Lüfte, angetrieben von den schrillen Schreien ihrer Meisterin Wikka.

Ein Schrei war besonders laut. Der konnte nicht draußen aufgeklungen sein, zudem hörte Suko ihn in seinem Rücken.

Er kreiselte herum.

Es waren zwei Hexen, die in das Haus und damit auch in die Küche

gehuscht waren. Schrill lachende Furien, die ihre Arme ausbreiteten und wie gespenstische Wesen über den Chinesen kommen wollten. In die Zange nahmen sie ihn. Aus ihren Fingern zuckten Feuerblitze.

Suko ging gedankenschnell zu Boden. Die gefährlichen Waffen verfehlten ihn. Sie hieben gegen die Scheibe, die zersplitterte, dann stand der Inspektor wieder und kreiselte mit der schlagbereiten Peitsche herum.

Durch die Fliehkraft stellten sich die drei Riemen waagerecht, und das triumphierende Kreischen der ersten Hexe wurde zu einem widerlichen Heulen, als sie getroffen und vernichtet wurden. Vor Sukos Augen platzte sie auseinander, während sich der Chinese die zweite Hexe mit einem gezielten Schuß vom Leib hielt.

Sie wirbelte noch bis zur Decke, prallte dagegen und wurde auseinandergerissen, bevor der graue Staub zu Boden rieselte.

Zwei weniger!

Da hörte Suko die Schreie.

Mason Cordtland lag am Boden. Er berührte noch mit der Seite die Hauswand, so dicht wurde er dagegengepreßt. Vor und neben ihm standen Wikka sowie Jane Collins, begleitet und umringt von sechs ihrer Dienerinnen, die sich diebisch freuten, denn Mason Cordtland konnte sich nicht mehr bewegen, weil glühende Fesseln ihn hielten, ohne ihn jedoch zu verbrennen. Wikka hatte ihre Macht ausgespielt. Diesem verbrannten Monstrum war die Rache zum Schluß dennoch gelungen.

Und sie besaß noch etwas.

Die Peitsche.

Durch sie waren zahlreiche ihrer Dienerinnen vernichtet worden. Jetzt hatte sie die Waffe an sich genommen, ein großer Triumph. In der rechten Hand hielt sie sie fest, und die drei Riemen schwangen über dem Körper des Mason Cordtland.

Selten hatte er Wikka so nah vor sich gehabt, und selten war sie auch von anderen Ereignissen so stark abgelenkt worden. Suko wollte sich dies verbrannte Monstrum von Hexe holen und vernichten. Dabei dachte er nicht an Jane Collms, ihn interessierte momentan nur Wikka.

Suko huschte an die Tür. Sie war wieder ins Schloß gefallen, deshalb mußte er sie noch aufziehen.

Kaum stand sie einen Spalt offen, als der Inspektor die grelle Stimme der Oberhexe vernahm. »Du wolltest die Vergangenheit wieder aufleben lassen. Du wolltest so weitermachen wie vor Hunderten von Jahren. Ein Irrtum, Hexenwürger, ein tödlicher Irrtum. Ich gebe zu, daß ich zuerst geschockt war, als mich der Hexenstein so plötzlieh traf, nun aber hat sich das Blatt gewendet. Jetzt bin ich es, der dir die Zähne zeigen wird. Ich werde mich furchtbar rächen, darauf kannst du

dich verlassen. Packt ihn!«

Der Befehl galt den sie umringenden Hexen. Diese bückten sich und hoben den mit glühenden Feuerringen gefesselten Hexenwürger in die Höhe, wobei sie ihn anschließend mitten auf die Straße trugen und dort auf Wikkas Befehl hin stehenblieben.

Die Oberhexe folgte langsam. Neben ihr ging Jane Collins. Der Wind bewegte ihre langen Haare, und sie behielt auch die unmittelbare Umgebung im Auge.

Suko stand noch immer im Haus. Zweimal bereits hatte Janes Blick auch die Tür getroffen, allerdings war sie auf den Inspektor nicht aufmerksam geworden, weil Suko sich jedesmal blitzschnell zurückzog.

Als er zum drittenmal die Tür aufschob, bot sich ihm ein groteskes Bild.

Vier Hexen hielten Cordtland umklammert. Zwei von ihnen an den Fuß-, die beiden anderen an den Handgelenken. Und sie hatten dabei ihre Arme hochgereckt, so daß die Gestalt des Hexenwürgers ein großes C bildete.

Wikka stand neben seinem Körper. Sie hatte sich dabei so aufgebaut, daß ihr Gesicht zu dem Haus zeigte, in dem Suko sich versteckt hielt.

Und sie hob die Peitsche.

Dann schlug sie.

Es waren harte, gnadenlose Schläge. Jeden einzelnen begleitete sie mit einem Schrei.

Er schrie nicht. Kein Laut drang über seine zusammengepreßten Lippen, obwohl er die doppelten Schmerzen verspüren mußte, denn da waren nicht nur die Peitschenschläge, sondern auch die Feuerringe, die seinen Körper hielten.

Wikka war abgelenkt.

Vorsichtig öffnete Suko die Tür. Er schuf einen Spalt, der breit genug war, um ihn hindurchzulassen.

Wie ein Schlangenmensch schaffte Suko die Lücke, spürte den kühlen Wind in seinem Gesicht und startete.

Wieder hatte er Pech!

Genau in diesem Augenblick drehte sich Jane Collins um. Sie schaute in die Richtung, sah Suko und stieß einen gellenden Warnschrei aus, bevor sie ihm entgegenjagte, bereit, den Chinesen zu vernichten…

***

In diesem Moment griff ich ein!

Ich hatte schon lange die Stimmen gehört. Zuletzt hatte mir das Klatschen der Peitschenschläge den Weg gewiesen, und ich erkannte, in welch einer Lage sich der Hexenwürger befand.

Wikka nahm furchtbare Rache!

Dieses verbrannte Hexenwesen stand neben der hocherhobenen Gestalt und schlug erbarmungslos auf sie ein.
Mit dem Hexenstein hätte ich es vielleicht geschafft. Doch den besaß ich nicht.
Dafür das Kreuz.
Und ich wußte den Spruch, um es zu aktivieren.
»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!« So rief ich mit einer wahren Stentorstimme und hielt mein Kreuz mit beiden Händen umklammert, während ich selbst mitten auf der Straße stand.
Die geballte Kraft, die der Prophet Hesekiel in das Kreuz hineingelegt hatte, gelangte zur vollen Wirkung. Von einem Augenblick zum anderen sah ich keine Flammenringe mehr. Auch keine magischen Feuer, denn die hellen, jetzt wieder silbrig glänzenden Strahlen des Kreuzes breiteten sich aus, und sie spannen ein gewaltiges Netz über den kleinen Ort Blackmoor. Ein Netz aus Weißer Magie, in dem die andere, die Schwarze, unterlegen war.
Die Sicht war trotzdem klar. Ich stand da und konnte alles beobachten. Wie auf einer großen Leinwand lief die Szene vor meinen Augen ab, und ich erlebte den Niedergang der mörderischen Hexenkultur mit.
Die meisten von ihnen hatten noch versucht zu fliehen. Sie jagten in die Luft, bis sie ihre Grenzen auf tödliche Art und Weise erkannten. Als sie gegen die andere Magie stießen, da explodierten sie, wurden zu Staub und rieselten zu Boden.
Ich erlebte eine selten gekannte Genugtuung. Diesmal konnte ich das Kreuz voll aktivieren, und nichts, aber auch gar nichts wirkte sich als störender Faktor aus.
Wikka verlor ihre Dienerinnen.
Sie selbst begriff es nicht. Als das Licht aufstrahlte, hatte sie ihren rechten Arm erhoben. Die verbrannten Finger umklammerten den Peitschenstiel, doch sie schlug nicht zu. Die Waffe schien in der Luft höngen zu bleiben.
»Sinclair!« heulte sie auf und verließ schnell wie ein Schatten ihren Platz.
Auch Suko hatte gestoppt, als er mich sah. Er schaut nach rechts, sah mich mit dem Kreuz, and das gab Jane Collins Gelegenheit, auf ihn zuzustürzen.
Sie konnte kämpfen, das hatte sie bereits als Detektivin bewiesen, und sie trat im Sprung zu.
Der Aufprall riß ihn von den Beinen. Er kippte weg wie ein gefällter Baum, während Jane Collins sich über ihn warf, blitzschnell nach seiner Beretta griff und dem Chinesen die Mündung gegen die Schläfe preßte.
Das geschah zu dem Zeitpunkt, als auch die vier Hexen, die Mason

Cordtland hielten, vergingen. Sie lösten sich auf. Staub blieb zurück, der Hexenwürger bekam keinen Halt mehr und prallte ebenfalls zu Boden.

Kein Flammenring umschnürte mehr seinen Körper. Die Magie des Kreuzes hatte auch sie gelöscht.

Wikka, Jane, Suko und ich waren zurückgeblieben. Und sie konnten unter dieser magischen Glocke nur deshalb existieren, weil Wikka einen Gegenzauber aufrecht erhielt.

Sie und Jane Collins befanden sich wie auf Inseln, denn um ihre Körper zuckte, so paradox es sich anhörte, ein schwarzes Licht.

Ja, es war dunkel, und es zeichnete die Konturen der beiden Hexen genau nach.

Ich sah, wie sie sich anstrengten, um ihren Gegenzauber zu erhalten. Ihre Gesichter waren verzerrt. Am schlimmsten sah die verbrannte Haut der Wikka aus, und ihr Gesicht erinnerte mich an ein Puzzle, das aus wenigen schwarzen, lappenartigen Teilen zusammengesetzt worden war.

»Wirf dein verdammtes Kreuz weg!« brüllte Jane mit sich überschlagender Stimme. »Sonst ist er tot!«

Ich zögerte.

Sie hatte mir das Gesicht zugedreht. Ich erkannte all den Abscheu, den sie mir gegenüber empfand. Es war wie damals auf der kleinen Insel, als ich ihr, der Mörderin, gegenüberstand. [4]

»Los, du Hund!« kreischte sie.

Ja, sie würde es tun. Sie würde meinen Freund Suko erschießen, und in diesem Augenblick hatte sie trotz allem die besseren Karten. Nur - konnte ich ihr trauen?

»Schieß endlich!« schrie Wikka.

»Dann seid ihr erledigt!« brüllte ich dagegen.

Noch zögerte Jane. Hin und her war sie gerissen. Ich konnte sie verstehen. Es war ungeheuer schwer, sich zu entscheiden.

Und Wikka drängte. »Mach es! Wir haben auch den anderen geschafft, dann werden wir den verfluchten Chinesen…«

Da tat ich etwas, das eigentlich Wahnsinn war. Ich gab meine stärkste Waffe aus der Hand und schleuderte das Kreuz auf Jane Collins zu, weil ich mit einer bestimmten Reaktion bei ihr rechnete.

Die Rechnung ging auf.

Jeder Mensch, jede Kreatur, war sie auch noch so angespannt, reagiert auf irgendeine Art und Weise, wenn ein anderes Ereignis urplötzlich eintritt.

Das war bei Jane nicht anders. Sie gehorchte einfach ihren Reflexen und zuckte zur Seite, wobei sich die Mündung von Sukos Kopf löste und plötzlich ein Schuß ertönte.

Die geweihte Silberkugel hieb in den Boden, während ich mich mit

gewaltigen Sätzen auf dem Weg zu Jane Collins befand.

Mit der Beretta!

Auch Jane kreiselte herum.

Noch immer hielt sie die Waffe. Für den Bruchteil einer Sekunde sah ich beide überdeutlich. Groß kristallisierten sie sich hervor, und es kam darauf an, wer schneller schoß.

Ich feuerte.

Ja, ich schoß auf Jane Collins und hörte im selben Moment das Fauchen, als Jane von einem Sog gepackt und aus der Gefahrenzone gerissen wurde.

Meine Kugel pfiff ins Leere.

Sie konnte Jane nicht mehr treffen, und auch gegen Wikka brauchte ich nicht anzugehen, denn sie hatte ebenfalls das Weite gesucht und Blackmoor im Stich gelassen.

Daß ich nicht geträumt hatte, bewies mir die Beretta, die einen Schritt von dem bewußtlosen Suko entfernt mitten auf der Straße lag. Und die zitternde Stimme der jungen Frau bewies mir dies, denn Lydia Barrows fragte: »Ist jetzt alles vorbei?«

»Ja«, sagte ich und lächelte, »das ist es…«

***

Auch der Hexenwürger hatte es nicht überstanden. Wikkas Rache traf ihn zum Schluß doch. Die Flammenringe hatten sich in seinen untoten Körper gefressen, und ihn dabei aufgelöst, so daß von Mason Cordtland nur brauner Staub zurückblieb.

Und ein skelettierter bleicher Schädel…

Als Suko wieder zu sich gekommen war und er seinen Brummschädel mit Wasser ein wenig gekühlt hatte, machte er mir Vorwürfe wegen des Hexensteins.

»Du hättest ihn nicht aus dem Turm werfen sollen, John«, sagte er. »Wir haben eine große Chance verpaßt.«

Ich schaute auf das Moor, das wieder schwarz und geheimnisvoll vor mir lag. »Vielleicht, Suko. Möglicherweise habe ich auch richtig gehandelt. Wer kann das wissen?«

»Ich habe das Gefühl, daß wir es später noch erfahren werden. Dieser Sumpf und der Hexenstein werden uns nicht zum letztenmal beschäftigt haben. So, und jetzt will ich nach Hause. Von Blackmoor, den Hexen und den Menschen hier habe ich nämlich die Nase voll.«

Das konnte Suko keiner verdenken…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 261 »Vom Teufel besessen«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 222 »Schlucht der stummen Götter«, John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 025 »Die Leichenstadt«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 132 »Der Todesnebel«
[4]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 024 »Der lächelnde Henker«